



EUGEN FISCHER

BEGEGNUNGEN MIT TOTEN

AUS DEN ERINNERUNGEN EINES ANATOMEN

Eugen Fischer

BEGEGNUNGEN MIT
TOTEN

Aus den Erinnerungen eines Anatomen

INHALT

Heinrich der Löwe

Auf der Reichenau

Die Fürstlich-Fürstenbergische Gruft auf
Heiligenberg

Bei den Äbten des Klosters Lorsch

Die Hallstattleute am Kaiserstuhl

Großvaters seidenes Halstuch

In der Gruft der Freiburger
Universitätskirche

Das Antlitz der Könige von Mykenai

Hottentottengräber in der Namib

Der wahre Etrusker

EUGEN FISCHER · BEGEGNUNGEN MIT TOTEN

HANS FERDINAND SCHULZ
VERLAG
FREIBURG IM BREISGAU

EUGEN FISCHER

BEGEGNUNGEN
MIT TOTEN

AUS DEN ERINNERUNGEN
EINES ANATOMEN



FREIBURG I. BR. 1959
HANS FERDINAND SCHULZ VERLAG

INHALT

Einleitung	7
Heinrich der Löwe	11
Auf der Reichenau	25
Die Fürstlich-Fürstenbergische Gruft auf Heiligenberg	29
Bei den Äbten vom Kloster Lorsch	41
Die Hallstattleute am Kaiserstuhl	47
Großvaters seidenes Halstuch	63
In der Gruft der Freiburger Universitätskirche	65
Das Antlitz der Könige von Mykenai	69
Hottentottengräber in der Namib	75
Der wahre Etrusker	83

Mud



D 1959.958

EINLEITUNG

Begegnungen mit Toten — der Anblick einer Leiche löst im Menschen wohl immer ein Gefühl von Schauer oder, bei aller Frömmigkeit, auch von Angst aus. Und wenn der Tote ein geliebter Mensch war, der nun im Sarge friedlich ruht nach Schmerz und Leiden, so gibt die letzte „Begegnung“ Trost und stille Befriedigung.

Der Anatom hat den Schauer vor der Leiche gelernt. Er hat am Toten für die Lebenden zu lernen und zu lehren. Doch Ehrfurcht vor dem, was vorher Träger des Lebens und von Geist und Seele war, ist ihm geblieben.

Ganz besonders eigenartig wird die „Begegnung mit Toten“ dann, wenn man selbst ihre Grabesruhe stört und ans Licht bringt, was bis dahin dunkel die Erde barg. Und das ist immer wieder Pflicht und Aufgabe des Anthropologen, des Prähistorikers und Archäologen. Solche Ausgrabung ganzer Gräberfelder dient bestimmten wissenschaftlichen Aufgaben und rettet sehr oft, gerade in unserer Zeit, kostbarste Zeugen der Vergangenheit vor sinnloser Zerstörung durch die den „Forderungen des Verkehrs“ gehorchenden Bauten von Straßen und Siedlungen. Bei solchen Ausgra-

bungen ist der Forscher völlig gefangen von seiner Aufgabe. Die kunstvolle Technik der Erhaltung gewisser Funde, deren sachgemäße Bergung, das Festhalten des ganzen Planes des Grabungsfeldes, die Festhaltung aller Umstände, Grabanlagen, Mauerreste, Beigabe an Töpfen, Schmuck, Waffen usw., das Sammeln von Feuerspuren, Holzresten und endlich das Erhalten und Ausheben menschlichen Gebeins — all das läßt im wissenschaftlichen Arbeiter, wenigstens während des Schaffens, keine stille Betrachtung und rein menschliches Ergriffen-sein aufkommen. — Wie eine Forschungsreise zu fremden, fast unbekanntem Völkern ist solch eine Ausgrabung, voll des Neuen, fast Abenteuerlichen, voll Spannung, ob man Glück hat, ob man noch gute Reste oder nur Spuren aufdeckt. Man begegnet nicht den einzelnen Toten, man begegnet ganzen vergangenen Kulturen.

Mir ist unvergeßlich, wie ich als junger Dozent — mehr als fünfzig Jahre sind darüber hingegangen — als erstes auf badischem Boden ein jungsteinzeitliches Hockergrabfeld entdeckte, das bei Bischoffingen am Kaiserstuhl gelegen war. Als zum erstenmal ein Skelett in der aus der Vorgeschichte wie Völkerkunde bekannten „Hocker“-Stellung vor mir lag, als ich das ihm einstmals mitgegebene Steinbeil, aus grünem, schön poliertem serpentinösem Gestein des Kaiserstuhls kunstvoll angefer-

tigt, und einen grauen verzierten Tontopf bergen konnte, dachte und fühlte ich *nichts vom einzelnen Toten*; ich war ganz und gar Entdecker einer uralten, Jahrtausende zurückliegenden Kultur; ich begegnete einem verschollenen Volk, das einmal in unserer Heimat gelebt hatte.

Man kann also auch einem ganzen toten Volk begegnen und dabei erst recht die ganze Ergriffenheit erleben, die angesichts solcher Vergänglichkeit uns packt. Es bleibt nicht bei einer rein äußerlichen zufälligen Begegnung, einem Aneinander-vorbei-Gehen, es kommt zu einer sozusagen *seelischen* Begegnung. Und von solchen soll hier die Rede sein. Der große britische Seelenkenner läßt uns mit Hamlet etwas davon verspüren, als der Totengräber ihm den unbekanntem Schädel in die Hand gab.

Die stärkste und erregendste „Begegnung“ erlebt man aber, wenn man vor den sterblichen Resten einer großen geschichtlichen Persönlichkeit steht oder wenn man die Gebeine persönlich bekannter Menschen aus der Grabesruhe erstehen lassen muß. Denken wir als Beispiel an Goethes Verse beim Anblick von Schillers Schädel.

HEINRICH DER LÖWE

An einem schönen Julitage des Jahres 1935 betrat ich die mächtige Halle des Braunschweiger Doms in gespannter Erwartung, ja, mit einer gewissen Andacht — mir sollte der große Sachsenherzog leibhaftig entgegentreten.

Zweifel waren aufgetaucht, ob tatsächlich die Gebeine Heinrichs des Löwen unter dem berühmten Grabstein ruhten, den ihm seine dankbare Nachwelt wenige Jahrzehnte nach seinem Tode in so einziger Schönheit hatte setzen lassen, jenem Stein, auf dem er in stiller Majestät daliegt, das Schwert in der Hand, auf der andern das Modell seiner geliebten Bauschöpfung, seines Doms. Neben ihm ruht in schlichtem Gewand die schlanke Gestalt seiner Gattin Mathilde.

Liegen aber die Gebeine der großen Toten auch heute noch tatsächlich unter dem Stein und dem Boden des alten stolzen Domes? — Das sollte eine Aufdeckung der Gruft entscheiden, die die Braunschweigische Regierung vornahm und zu der ich als Sachverständiger geladen war.

Der Stein war zur Seite geschoben worden — man hatte die Gruft vor sich, besser gesagt, einen aus-

gemauerten, kleinen kellerartigen Raum von wenigen Metern Geviert, in dem ein mächtiger Steinsarg stand, halb bedeckt von dem den ganzen Raum ausfüllenden Schutt, aus Steinen, Erde, einzelnen menschlichen Knochen und Knochenstücken wüst zusammengesetzt. Eine andere Öffnung als die jetzt von oben durch das Wegschieben des Grabmals geschaffene hatte der ummauerte Raum nicht. Die Zweifel, ob das tatsächlich noch das Grab des Herzogpaares sei, wuchsen angesichts dieses unwürdigen Anblickes trotz des Steinsarges mächtig an. Der Schutt wurde entfernt, der große Steinsarg freigelegt. Er stand auf gemauertem Boden. In einiger Entfernung neben ihm kam ein kleiner zweiter zum Vorschein, ein Kindersarg. Zwischen beiden, in der Lücke, breit genug für einen großen Sarg, traf man nicht etwa einen solchen, sondern auf dem Boden eine große, schwarze Hülle, wie sich später zeigte, eine Art von ledernem Sack, der die Reste der Herzogin barg.

Nun wurde die dicke Deckplatte des Steinsarges abgehoben — fieberhafte Spannung lag über uns. Und unsere neugierigen Blicke sahen auf dem Boden des Sarges aus einer Schicht von feinem Sand und braunem, trockenem Grus ab und zu herausragend menschliches Gebein. Eine Aufnahme hielt das Bild fest, dann trat Prof. Dr. Hof-

meister, braunschweigischer Landesarchäologe, der bisher die Leitung hatte, zurück, und ich hatte als Anatom sachgemäß vorzugehen. Liegt hier ein unberührtes Knochengerüst? Hat es noch etwas um sich vom ehemaligen Leib oder von dessen Bekleidung, hat es Beigaben, an denen man einwandfrei bestimmen kann, wer es war? Behutsam nehme ich mit weichem Pinsel, vor allem aber mit leise tastenden, geübten Fingern, alles weg, was auf den Knochen liegt, jedes Stückchen prüfend. Vor fast siebeneinhalb Jahrhunderten haben treue Hände trauernder Menschen den teuren Leichnam des Helden in diesen Steinsarg gelegt zur letzten Ruhe — ich soll ihm diese stören. Meine Hände lassen ihm erneut, nach jenen, abermals treue Sorgfalt angedeihen, wenn auch ganz anderer Art — jetzt im Dienste der uns so tief bewegenden Frage: Ist es Heinrich der Löwe? Bald liegt das ganze Gebein frei. Kein Zweifel, seit dieser Tote hier in diesen Steinsarg gesenkt wurde, hat keine Hand daran gerührt. Kein Knochen ist aus der Lage gerückt, die er beim Tode eingenommen hatte. Aber ist es der Herzog? Es fand sich keine Beigabe, kein herzoglicher Schmuck, keine kriegerrische Waffe, kein fürstliches Gewand. Aber die Knochen selber geben dem Anatomen eine Antwort, wie sie untrüglicher keine Beigabe hätte geben können.

Das linke Bein des Toten ist um fast Handbreite verkürzt. Eine genaue Untersuchung der linken Hüfte zeigt starke Knochenveränderungen, wie sie eine ungünstige Heilung nach einem Bruch des Schenkelhalses und des Hüftknochens zu hinterlassen pflegt. Der Schenkelkopf war in die Höhe geschoben und stand überhaupt nicht mehr in der Pfanne, die für ihn durch Knochenwucherung viel zu klein geworden und durch Knochennarben verändert war. Was bedeutete das? Da hatte ich, als ob ich gleich nach dem Tode des schwergeprüften Mannes eine Sektion vorgenommen hätte, den Beweis vor mir für die Schwere seiner Verletzung, die den Anfang eines mehr als einjährigen Siechtums bildete.

Man erinnere sich an die Zeit dauernder Mißerfolge und schwerer Schicksalsschläge, die die letzten fünfzehn Jahre des rastlosen Kämpfers erfüllten, nachdem ihn vorher seine Kraft, seine Umsicht und seine Taten zum mächtigsten deutschen Fürsten und einem Mittelpunkt der gesamten europäischen Politik gemacht hatten. Im Jahre 1180 vom Kaiser geächtet, letzten Endes wegen der berühmten Weigerung der Heeresfolge bei der dramatischen Besprechung mit Barbarossa in Chiavenna nach England verbannt, zurückgekehrt, in unglückliche Kämpfe um seine Herzogtümer verstrickt und mit dem neuen Kaiser Heinrich ver-

feindet, dann durch die Gefangennahme seines Schwagers, Richard Löwenherz von England, durch den deutschen Kaiser seines starken Verbündeten beraubt, ist er endlich genötigt, sich abermals zu unterwerfen. Und nun will er, mürbe geworden, im Winter 1193/94 eine Versöhnung mit dem Kaiser herbeiführen. Er ist auf dem Ritt nach Saalfeld, um ihn dort zu treffen; da stürzt er auf dem Glatteis des Harzes mit dem Pferd und wird, schwer verletzt, ins Kloster Walkenried am Südhang des Harzes gebracht. Wann er heimkommt in sein geliebtes Dankwarderode, weiß man nicht. Aber er ist ein gebrochener Mann. Wohl heilt der Hüftbruch einigermaßen. Aber die Heilung wird nicht so, daß er wieder im Sattel sitzen oder auf der Jagd dem flüchtigen Wild folgen kann. Das zeigen die mißgestalteten Knochen nur allzu deutlich. Er sitzt vergrämt auf seiner Burg. Er soll sich viel mit Geschichte und Kunst beschäftigt haben. Ostern des folgenden Jahres erleidet er einen Schlaganfall — 66 Jahre ist er alt —; im kommenden Sommer erkrankt der Gelähmte schwer an einer Ruhr, bis er am 6. August 1195 seine müden Augen schließt.

In der Geschichtsforschung schwankt das Bild des einzigartigen Mannes. Ob er wirklich, seiner Zeit voraus, gesehen hat, daß die Rompolitik der deutschen Kaiser der Entwicklung Deutschlands Un-

heil brachte, ob er wirklich für das Deutschtum und nur im Gegensatz zum Kaiser seine Ostpolitik trieb, oder ob er dabei dynastischen und eigenen Machtzielen verhaftet war, oder ob die kaiserliche Politik mit der Teilung der eigenen Arbeit in Italien und der Arbeit des mächtigsten deutschen Fürsten für den Osten großzügig die Rollen verteilte und nur vorübergehende Streitigkeiten störten, wer will es entscheiden? Aber daß er einer unserer ganz Großen war, wird von niemand geleugnet. Und daß ihn das Unglück des schweren Sturzes beim Ritt zur Versöhnung betraf, ist eine tragische Fügung und doch auch ein versöhnendes Geschehen.

In tiefster Ehrfurcht stehe ich vor den Resten und lese an ihnen einiges von dem Geschick dieses großen Mannes, dieser gewaltigen geschichtlichen Gestalt. Ein paar Knochen sind alles, was von leiblichen Resten übrigblieb. Aber es sind die seinen. Und zu der Ehrfurcht kommt das frohe Gefühl, Sicherheit geben zu können und gewisse Zweifel der Geschichtsforschung zu lösen. Der Befund an der Hüfte bezeugt einwandfrei, daß wir wirklich vor Herzog Heinrichs sterblichen Resten stehen.

Noch ein paar andere Fragen finden ihre Lösung. Haarfunde zeigen, daß der Tote einmal braunes Haupthaar hatte. Er war nicht schwarzhaarig von

seinen italienischen Ahnen her, wohl aber hatte er zierlichen mittelgroßen Körperbau. Und er war bartlos, wie ihn das Grabmal abbildet, während ein zu seinen Lebzeiten hergestelltes Evangeliar ihn mit Vollbart abbildet. Den muß er wieder abgelegt haben. Seine Reste wären sicher erhalten geblieben.

Leider habe ich auch bei dieser Ausgrabung, wie bei so mancher, eine schwere Enttäuschung erlebt — das gehört zum Finderglück als Ausgleich dazu! Ich kann nichts aussagen über die Form des Antlitzes, der Nase, des Hauptes. Der ganze Schädel war durch Einwirkung des Grundwassers in kleine Knochenkrümelchen zerfallen. Der Schädel lag im Steinsarg höher als die übrige Leiche, gebettet auf einen Steinvorsprung im Boden des Sarges und dadurch nur gewissem Steigen und Fallen des Grundwassers ausgesetzt, während das übrige Skelett wohl dauernd feucht war. Von der Mitte des Halses an, der über jenen Steinvorsprung hinaufgebogen war, waren die Knochen zergangen. Und Mathilde? Es war geradezu erschütternd, als wir feststellten, daß die hohe Frau, die ihrem Gatten sechs Jahre im Tode, erst 36jährig, vorangegangen war, ohne Schmuck und Kleid in einer Art von mächtigem Ledersack lag, der wohl erhalten war. Ob dieser ursprünglich in einem jetzt gänzlich verschwundenen Holzsarg oder auf einem

einfachen Brett gelegen hat, ließ sich nicht feststellen. Ich nehme das letztere an. Das Gebein der Toten war zerfallen. Wie zu feuchtem Sägemehl von brauner Farbe war es umgewandelt, das aber die Lage der Knochen wunderbar erhalten hat. Und wohl erhalten hat sich das prächtige Blondhaar der Fürstin.

Daß die Fürstin bestattet wurde, während ihr Gatte in Acht und Bann und in England lebte, hat es vielleicht verhindert, die Arme würdiger zur letzten Ruhe zu betten.

Im Kindersarg lagen die Knöchelchen eines kleinen Kindes. Das Herzogspaar hatte mehrere verlieren und beklagen müssen.

Sorgsam wurde jedes Restchen geborgen, sorgsam wurde alles wieder beigesetzt in der neuen Gruft, die in formvollendetem Bau unter dem Domchor errichtet wurde. Dort stehen die beiden Steinsärge — für Mathilde wurde ein neuer gefertigt — in würdigem Raum. Das Sachsenvolk kann seines großen Herzogs dankbar gedenken, mit der beruhigenden Gewißheit, auch wirklich mit seinen verehrenden Gedanken den großen Toten in seinen irdischen Resten leibhaftig vor sich zu haben.

Ich hatte still meine Arbeit getan. Ich hatte schon mancherlei menschliches Gebein in der Hand, wenig, das mich so ehrfürchtig stimmte. — Und dann war ich zu Tisch geladen von einem Nach-

fahren der Toten, dem Herzog von Braunschweig-Cumberland und seiner Gattin, der Tochter des letzten deutschen Kaisers. Aus dem stillen Frieden des Domes zu einem freundschaftlichen Zusammensein, über dem die Stimmung des eben Erlebten dämpfend lag. Des großen Sachsenherzogs Nachfahre — der letzte deutsche Kaiser der Geschichte in seiner Tochter vertreten — Schicksale, Begegnungen mit Toten und Lebenden.

WISSENSCHAFTLICHES NACHSPIEL

Aber nein, der Tote sollte noch nicht wieder ganz zu seiner Ruhe kommen.

Ein namhafter Orthopäde, Prof. H., erklärte in einem kritischen Aufsatz meine Diagnose an jenem Skelett für irrig; er schloß vielmehr aus meiner Beschreibung und den Bildern auf eine *angeborene* Hüftgelenkverrenkung. Nur eine solche erkläre die Form des veränderten Schenkelkopfes und -halses und der Hüftgelenkpfanne. Er hielt also den Nachweis einer Verletzung für nicht gegeben.

Man mache sich die Folgerung daraus klar. Entweder muß man annehmen, daß der Herzog zeit lebens hinkte, daß er mit diesem verkürzten Bein und der kranken Hüfte alle seine Reisen zu Pferd von Braunschweig nach Italien durchführte, daß

er in Rom und auf zahlreichen Schlachtfeldern im Osten gegen die Slawen gefochten hat. Und keine Chronik meldet uns, daß er hinkte, keine fügt etwa bei der Schilderung seiner persönlichen Kampfleistungen dazu, daß sie trotz des kranken Beines so glänzend waren!

Die andere Möglichkeit aber ist die: Im Sarg in der Mitte des Domes lagen die Reste eines anderen Mannes, der eben eine angeborene Hüftgelenkverrenkung hatte, von dem aber nie jemand etwas vermeldet hat.

Bei der Wichtigkeit dieser Sachlage holte ich mir zunächst eine Reihe von Gutachten von Orthopäden und Chirurgen ein und sammelte Röntgenbilder von Trägern sowohl der angeborenen wie der traumatischen (also durch Unfall erworbenen) Hüftverrenkung, ebenso Photos entsprechender Präparate aus pathologischen Sammlungen.

Aber all das gab kein eindeutiges Urteil. Beide Meinungen fanden ihre Verfechter. Eine große Rolle spielte bei den Erörterungen der von mir festgestellte auffällige Schwund des Oberschenkelknochens der erkrankten Seite. Er war ganz erheblich dünner als der andere. Das stimmte weder zum Befund einer geheilten Verletzung noch weniger zu dem einer angeborenen Bildung. Mich brachte der Einwurf und der Zweifel in größte Unruhe. Ich hatte die Empfindung, daß gerade ich,

der ich seine Ruhe gestört hatte, dem großen Toten gegenüber persönlich die Verpflichtung hätte, seinen Resten im Dom einwandfreie Anerkennung zu schaffen. Und ich glaube, ich habe sie erfüllt.

Mir kam der rettende Gedanke, daß jene Knochenschumpfung, die in dieser Form nach Aussage der Fachleute zu keiner der Diagnosen passen wollte, vielleicht überhaupt nicht im Leben vorhanden war, sondern erst postmortal im Sarg entstanden sein könnte. Wäre so etwas möglich?

Der Chirurg Sudeck hat vor Jahren entdeckt, daß nach schweren Verletzungen von Knochen oder Gelenken im kranken Körper der Kalk aus den benachbarten Knochen gelöst und nach der Bruchstelle hintransportiert wird. Jene benachbarten Knochen werden stark kalkarm. Man nennt die Erscheinung „Sudecksche Dystrophie“. Sie tritt nicht immer auf, ergreift auch andere Gewebsteile; auf all das kann hier nicht eingegangen werden. Bei besonders schweren und langsam heilenden Knochenverletzungen ist sie am schwersten. Meine Gedanken verfolgten nun die Lage des armen Herzogs. Sollte er eine starke Sudecksche Dystrophie gehabt und vor deren Heilung gestorben sein, was bei der Schwere der Verletzung und dem bekannten späteren Siechtum, Schlaganfall und Ruhr außerordentlich naheliegt?

— Sollten kalkarme Knochen bei der Verwesung der Leiche gegenüber gesunden etwa schrumpfen? Diese Möglichkeit hat noch niemand bedacht, noch weniger untersucht.

Ich verfolgte die Frage sofort im Experiment, das mir sozusagen Modellfälle geben sollte. Von einigen Paaren Oberschenkelknochen von Hunden, einer Ziege, einem Schwein und solchen eines alten Mannes wurde je der eine Knochen künstlich entkalkt und dann wurden beide in warmem Wasser tage- und wochenlang der Fäulnis überlassen („mazeriert“). Und siehe da: sämtliche vorher entkalkten Knochen schrumpften bei der Fäulnis beträchtlich, so daß sie zwischen 5 und 20 Prozent dünner wurden als die nicht entkalkten. Am mazerierten Menschenknochen betrug die Schrumpfung 18,3 Prozent, und der linke Schenkelknochen im Braunschweiger Sarkophag ist um 15,6 Prozent geschrumpft gegenüber dem gesunden!

Ist eine Gelenkverrenkung angeboren, gibt es erfahrungsgemäß keine Sudecksche Dystrophie. Ist sie traumatisch, tritt solche ein. Entkalkte Knochen schrumpfen bei der Leichenverwesung erheblich, unentkalkte nicht. Der bindende Schluß lautet also: Jener Mann, dessen Reste ich im Braunschweiger Sarkophag untersuchen durfte, hatte im Leben einen schweren Sudeck, wie die

postmortale Schrumpfung beweist, und folglich stammen die Veränderungen der Hüfte von einer Verletzung und nicht von einer angeborenen Mißbildung. — Ich erhielt aus Fachkreisen vielfache Zustimmung und keinen Widerspruch.

Unsere Gedanken können also ohne Unruhe in die Gruft des Braunschweiger Domes wandern. An meine Begegnung mit dem großen Toten denke ich ohne Besorgnis, ehrlich gesagt, mit einer frohen und ehrfürchtigen Befriedigung.

AUF DER REICHENAU

Anläßlich größerer baulicher Ausbesserungen und Änderungen im alten Münster von Mittelzell auf der Reichenau ergab sich die Möglichkeit, die Bestattung des Markgrafen Gerolt, des Schwagers Karls des Großen, zu untersuchen. Ich wurde freundlicherweise dazu eingeladen und sagte natürlich freudig zu. Ist schon jeder Besuch des einzigartigen Reichenauer Klosters ein kleines kunstgeschichtliches Ereignis und ein edler Genuß, so war die Aussicht, vor den Resten eines Mannes zu stehen, der bei der Gründung und Bauausführung als Stifter und Wohltäter jener einzigartigen Stätten maßgebend beteiligt war, dessen Schwester Hildegard die Gemahlin des ersten deutschen Kaisers war, der von jenem eingesetzt war, um das alemannische Land am Bodensee der fränkischen Herrschaft zu sichern, für mich ein geschichtliches Erlebnis, wie ich es mir großartiger kaum denken konnte.

Am 18. August 1933, einem schönen Sommertag, führte mich lebenswürdigerweise Freund Engelbert Krebs, der Freiburger Theologieprofessor, in seinem kleinen Hanomag, in dem ich nur mit

Mühe meine langen Glieder verpacken konnte, zu dieser Unternehmung. Wir fuhren durch das altvertraute Höllental, durch die Baar mit Donauschlingen und dann hinab durch den in Sommerwärme liegenden Hegau am stolzen Hohentwiel vorbei in flotter Fahrt zum Bodensee. Über den langen Damm gewinnen wir das Südende der Insel Reichenau, die wie ein kleines Paradies im verträumt daliegenden Bodensee schwamm. Bald hielten wir vor dem altbekannten Gasthof „Zum Mohren“ in Mittelzell, wo wir Unterkunft hatten. Gleich ging's zu den Grabarbeiten im Münster, wo uns unser lebenswürdiger Freund, Prälat Professor Sauer, mit seiner kleinen wissenschaftlichen Schar empfing.

Nach schriftlicher Überlieferung wurde Graf Gerolt, der 799 in den Kämpfen gegen die Avaren in Pannonien gefallen war, vor dem Marienaltar des rechten Seitenschiffes beigesetzt. Er hatte den Altar gestiftet. Da hier die Bodenplatten aus baulichen Gründen entfernt werden mußten, wurde beschlossen, die Gebeine oder den Sarg freizulegen. Es wurde gegraben — unsere Spannung läßt sich verstehen; sie wuchs und wuchs —, und wir fanden — nichts. Bald waren wir über Meter-tiefe und stießen auf die steinernen Fundamente. Nichts von Gebeinen oder anderen Resten. Ich kniete selbst in der Grube und durchsuchte den

Sand. Plötzlich zwei kleine Knochen. Was war es? Die Endglieder einer großen Zehe — es ist oft nur ein kleiner Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, aber es war wirklich eine menschliche Großzehe, dem Anatomen unverkennbar. Wir erwarteten mit scheuer Ehrfurcht einen Steinsarg oder menschliches Gebein und dachten an den Gefolgsmann des großen Kaisers und fanden eine große Zehe. Die Heiterkeit wurde nur durch die schwere Enttäuschung und den heiligen Ort gedämpft. Und die Lösung?

In weiteren Urkunden ist erwähnt, daß der von Markgraf Gerolt gestiftete Seitenaltar bei einem Umbau des Münsters versetzt und als Kreuzaltar in die Mitte des Schiffes vor die Chorschranke gerückt worden ist. Es ist anzunehmen, daß man dabei sorgsam die vor dem Altar beigesetzten Reste des Stifters mitverlegt und wieder vor seinem Altar versenkt hat. Die zwei Zehenknochen waren dabei übersehen worden und liegengeblieben. Und wir fanden also nun als einzige Reliquie die große Zehe des Karolingischen Grafen. An der neuen Stelle aber hatten Altar und Gebeine abermals keine Ruhe. Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde der Altar gänzlich beseitigt und an andere Stelle ein neuer Kreuzaltar gestellt. Und nun ist jener und sind die Gebeine verschollen.

So waren es nur Stunden der Spannung, kein Erlebnis und keine Begegnung mit einem Manne deutscher Geschichte. — Abends saßen wir in lebhaftem Gespräch unter den prächtigen Linden vor dem „Mohren“, genossen roten Meersburger, die linde Sommernacht und die Stimmung am See und vergaßen auf Stunden die schweren politischen Sorgen jenes Jahres. Die sachkundigsten Kenner führten unsere Gedanken in die Zeiten, da die fürstlichen Äbte der Reichenau Macht besaßen, Kultur und Segen spendeten, weit hinaus über die glücklichen Gestade des Bodensees. Manch einer wird vom selben roten Meersburger getrunken haben wie wir und auch dem Markgrafen Gerolt wird er geschmeckt haben. Spuren von Zipperlein als Folgen zu vielen Rotweines fand ich an der großen Zehe nicht. Sie ruht wieder vor dem Seitenaltar.

DIE FÜRSTLICH-FÜRSTENBERGISCHE GRUFT AUF HEILIGENBERG

Eines Morgens im Dezember 1919 wurde ich in meiner Anatomie an den Fernsprecher gerufen: „Hier Schloß Heiligenberg“; der Sekretär des Fürsten von Fürstenberg ruft im Auftrag Seiner Durchlaucht an und fragt, ob ich bereit sei, die Gebeine in der fürstlichen Gruft, die durch irgendwelche Eingriffe arg in Unordnung seien, zu identifizieren und in Ordnung zu bringen. Das reizte mich natürlich sofort, und wir verabredeten meinen Besuch auf dem Schloß in den bevorstehenden Weihnachtsferien.

Es war ein strahlender Wintermorgen — Anfang Januar 1920 —, die Höhen, die den Bodensee umgrenzen, lagen unter leichtem Neuschnee gleißend in der Sonne. Auf dem See hing noch leichter Frühnebel, und weit draußen glänzten in ihrem Wintermantel die Alpen. Ich wurde in Unteruhldingen abgeholt und fuhr hinauf, wo von ferne schon das ragende Schloß Heiligenberg herabwinkte. Auf's liebenswürdigste von Seiner Durchlaucht, dem Fürsten Max Egon, und seiner gütigen Gemahlin, Fürstin Irma, begrüßt, bat ich,

gleich an meine Aufgabe heran zu dürfen. Man führte mich zur Gruft und erzählte, wie man in die jetzige Verlegenheit kam. Ein Sohn war in Frankreich gefallen, ein prächtiger Sarkophag aus Salzburger Marmor war angekommen, und zu seiner Aufnahme war die zugemauerte Gruft erbrochen worden. Aber was bot sich da den entsetzten Augen dar: Statt der erwarteten Reihe von Särgen fand sich in der Mitte des kapellenartigen Raumes ein mächtiger Haufen Schutt und Moder, dazwischen Kleiderfetzen und viel menschliches Gebein. Man sah einige Schädel daliegen, Arm- und Beinknochen, anderes war verdeckt. Teilweise waren Schutt und Knochen in schwarze Tücher eingehüllt, die aber auch Nichtzusammengehöriges bargen. Ein unberührter, sichtbar neuerer Sarg stand an der Erde, den wir gänzlich außer acht lassen konnten.

Nach einem Bericht des Oberamtes Heiligenberg aus dem Jahr 1754 fand man damals bei Eröffnung der Gruft schon eine furchtbare Zerstörung der Säрге und ihres Inhaltes vor. In einzelnen erbrochenen Särgen waren mehrere Köpfe, Kleiderfetzen und Sargstücke lagen umher. Man schob, und gewiß mit Recht, diese schrecklichen Zustände Plünderungen und Zerstörungen durch Kriegsvölker (Schweden, Franzosen u. a.) in den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts zu, in denen

Schloß Heiligenberg wiederholt an Feinde übergegangen war.

Später hatte man in der Gruft die Reste dieser Zerstörungen etwas aufgeräumt und so den jetzigen Zustand herbeigeführt, der jetzt endlich geordnet werden und einem würdigen Aussehen der Gruft Platz machen sollte.

So wünschte jetzt der Fürst, daß je die zusammengehörigen Gebeine gesondert würden, so daß man die Toten wieder würdig beisetzen könnte. Ob ich das wohl vermöchte? Ich sagte nur sehr bedingt zu, ich wolle es versuchen. Man kann nämlich nicht ohne weiteres mit Sicherheit aus einem Haufen Knochen diejenigen der einzelnen Personen herausfinden, außer wenn besondere Umstände das ermöglichen. Er wollte mir nun aus den archivalischen Aufzeichnungen vorlesen lassen, wie viele und wer hier überhaupt beige-setzt waren. Da mir aber daran lag, nachher vom etwaigen Erfolg auch wirklich zu überzeugen, bat ich, davon Abstand zu nehmen; ich wolle meine Kunst versuchen und dann sollte erst die alte Urkunde erweisen, wie weit ich das Rechte getroffen hatte. Ich erbat ein paar lange Tische, ein paar Handtücher und kleine Besen und, wenn möglich, einen hilfsbereiten Mann. Das alles wurde rasch erledigt.

Ich ging sofort an die Arbeit, wobei ich still

schmunzelnd bemerkte, daß dem armen Herrn Grieshaber, dem Privatsekretär Seiner Durchlaucht, der ihm offenbar sehr peinliche Auftrag zuteil geworden war, mich etwas zu beobachten und zu sehen, wie ich mit dem fürstlichen Gebein umging.

Ich sollte um 1 Uhr zum Frühstück und um halb sieben zum Essen pünktlich erscheinen, sonst Herr meiner Zeit sein. Und ich nützte diese tüchtig aus, begann sofort, es mochte 11 Uhr geworden sein, arbeitete also noch gegen 2 Stunden und an den folgenden Tagen jeden freien Augenblick.

Aber es mag hier zuerst noch dankbar erwähnt sein, wie herzlich die ganze fürstliche Familie bestrebt war, mir den Aufenthalt angenehm und behaglich zu machen. Ich führte jeweils die Frau Fürstin zu Tisch, der Fürst saß gegenüber, eine Komtesse war zu Gast da, dann der junge Erbprinz und sein Bruder, der feinsinnige Verwalter von Archiv und Bibliothek, Dr. Wowes, und der erwähnte lebenswürdige Privatsekretär. Ab und zu war Kunstmaler Metzger zu Gast dabei. Der Fürst, eine hohe Gestalt, ein guter Kopf, voll Lebhaftigkeit, vollendeter Gesellschafter, beherrschte die Unterhaltung. Meine Wissenschaft von der Vererbung und meine Tätigkeit als Anatom gaben Veranlassung zu Fragen und Geschichten, die oft hart an die Grenzen des Gruseligen gingen —

und der gute Herr G. wurde blaß und blässer. Er konnte nichts von Krankheiten usw. hören — und war doch gerade eben im Krieg ein tapferer Offizier gewesen, der den Kriegstod in jeder Gestalt gesehen.

Nach dem Frühstück gab's jeweils einen guten Kaffee in den Gemächern der Frau Fürstin, wobei sie sofort eine Strickarbeit hervorzog, aber die geistreiche Gesellschafterin blieb. Und nach dem abendlichen Essen saßen die Herren zu einem fröhlichen Trunk zusammen bis tief in die Nacht. Ich hatte ein behagliches Zimmer und sah von seinem Fenster aus die Pracht des Säntis und der Scesaplana und wie sie alle hießen, die Vorberge im Neuschnee, den Bodensee im Dunst.

Doch nun zu meiner Arbeit. Schon die erste Sichtung der Knochen und ihre Befreiung von Staub und Moder ergaben, daß einige Zufälle dem Gelingen sehr zugute kommen wollten. Da waren viele Knochen völlig braun, ein gleichmäßiges helles Schokoladebraun zeichnete sie aus. Wir — also mein Helfer, Schreiner von Beruf und Faktotum im Schloß, und ich selbst — sammelten zunächst alle diese braungefärbten Knochen auf einen Tisch, und es ergab sich sehr bald ein vollständiges Gerippe. Die braune Farbe ist wohl so zu deuten, daß die Leiche seinerzeit im Sarg auf Gerberlohe oder Torfmehl gelegt worden war.

Andere Knochen waren hell, aber über und über bedeckt mit kleinen, weißen, kalkigen Wärzchen oder schuppenförmigen Auflagerungen, den Kalkausblühungen an Kellerwänden vergleichbar. Der betreffende Tote hatte — vielleicht wegen Seuchengefahr — wohl Ätzkalk oder gelöschten Kalk in seinen Sarg bekommen, und dessen Spuren hatten sich auf die Knochen niedergeschlagen. Auch diese Knochen waren bald zu einem Gerippe zusammengelegt. Dann erkannte ich Knochen mit den deutlichen Spuren hohen Alters, weiter solche, deren zierlicher Bau auf Frauenknochen deutete. Ich darf vielleicht hier anführen, daß, wenn man z. B. einen Oberarmknochen hat und zur Auswahl ein Dutzend Unterarme, Ellenbeine, man die zu jenem gehörige Elle mit vollkommener Sicherheit aus dem Dutzend herausfinden kann. Nur eine einzige paßt wirklich im Ellbogengelenk zur Rolle des Oberarmes. Es ist tatsächlich, wie wenn unter 12 Schlüsseln der zu einem bestimmten Schloß gehörige darunter ist und man mit Durchprobieren ihn sicher finden kann. Freilich, es geht nicht bei allen Gelenken so leicht, am Knie z. B. ziemlich schwer oder gar nicht, am Unterkiefer immer und mit Leichtigkeit, an der Hüfte meistens auch ohne weiteres. Aber z. B. auch die Rückenwirbel lassen sich mit großer Sicherheit zu einzelnen Wirbelsäulen voneinander

sondern. Kurz, es gelang mir in allerdings mühsamer dreitägiger Arbeit, auf den Tischen die Gebeine von 8 Menschen aufzulegen, je Kopf und Wirbelsäule mit Rippen in Reih und Glied, dann oben die Schulterblätter, die Arme und Hände je rechts und links, abwärts von der Wirbelsäule die Beckenknochen und die Beine, so als ob der Knochenmann auf dem Rücken läge. Alles wurde sauber hergerichtet. Dann bat ich den Fürsten, ihm meine Ergebnisse zeigen zu dürfen und sie mit den alten Aufzeichnungen zu vergleichen.

Am Nachmittag begab sich die ganze Gesellschaft nach der Gruft. Es lag eine fast andächtige Stille über allen, der zuständige Pfarrer, mit dem fürstlichen Hause gut befreundet, war dazu geladen worden, dann war mein alter Freund, der Kunstmaler Metzger aus Überlingen, da, der dem Fürsten in Kunstsachen, so auch jetzt für die Ausgestaltung der künftig vergrößerten Gruft, beratend zur Seite stand. Stille Scheu vor den Ahnen und leises Grauen vor der Schar der daliegenden Gebeine in dem niedrigen Kellerraum, durch dessen Fensterchen nur graues Licht vom tief verhängten Winterhimmel kam, beherrschte die Besucher und Zeugen meiner Tätigkeit.

„Durchlaucht, darf ich erklären? Es sind acht Tote — bitte, was steht im Protokoll?“ (Es waren Protokolle aller fürstlichen Bestattungen in einem

dicken Archivband eingebunden.) Herr Wowes: „7 Bestattungen, nämlich . . .“ „Halt, diesmal hat der Anatom recht, bitte, hier liegen 8 Köpfe.“ Es zeigte sich rasch, daß die Bestattung eines Kindes im Buch nicht aufgezeichnet war. „Wenn“, fuhr ich fort, „unter den Toten zwei Frauen, und diese im Alter wenigstens 20 Jahre auseinander waren, kann ich sie hier aufweisen.“ Und es zeigte sich im Buch, daß Gräfin Anna mit 57 Jahren, die Gräfin Anna Elisabeth aber mit nicht ganz 30 Jahren gestorben waren. (Damals waren es noch Grafen, nicht Fürsten von Fürstenberg.) „Dann ist das hier Gräfin Anna und dieses Anna Elisabeth.“ Da legte mir der Fürst vertraulich die Hand auf den Arm und meinte: „Na, Herr Professor, Sie denken, so ungefähr wird's so sein und wir merken es nicht.“ Und er lächelte sehr liebenswürdig, aber deutlich mit leisem Spott und Unglauben. Das ärgerte mich ein wenig und mir fuhr heraus: „Durchlaucht, sind Sie mir nicht böse, wenn ich sehr respektlos vergleiche?“ — „Aber bitte.“ Ich nahm beide Schädel, drehte sie mit dem Gebiß des Oberkiefers nach oben und hielt sie ihm nebeneinander hin und sagte: „Durchlaucht sind alter Kavallerist und kennen die Gebisse — bitte, welcher Schädel ist alt und welcher jung?“ — Die Wirkung war durchschlagend, er mußte herzlich lachen, besah die Zahnreihen der

beiden Frauenschädel sehr genau und war überzeugt. In dem einen waren nämlich mehr Lücken als Zähne, der andere hatte ein tadelloses Gebiß. Dann ging es weiter: „Wenn ein Mann dabei ist, dem erst etwa um das siebzigste Jahr herum der Tod gesetzt war, dann ist es dieser hier“ — und ich zeigte das Gebein eines großgewachsenen Mannes mit allen Alterszeichen an den Knochen. Es war Graf Joachim, der mit 60 Jahren (1598) verstorben war. Ich zeigte dem Fürsten die Alterszeichen, dann aber auch zahlreiche gichtig-arthritische Spuren an den Knochen und Gelenken, an Wirbeln und Fingern. Und ich machte ihm mit gebeugtem Rücken und steifen Beinen ein paar Schritte vor, wie der arme Alte wohl einhergegangen sein müsse. Da klopfte er mir freudestrahlend auf die Schulter: „Professor, Sie wissen gar nicht, was sie mir jetzt Gutes tun! So etwas vererbt sich doch?“ Und auf meine lebhaftige Bejahung wendet er sich zur Fürstin und sagt: „Siehst Du, Irma, ich habe Gicht *nur* von Vererbung, Du darfst mir nie mehr meinen Rotspohn entziehen, der Professor hat's bewiesen.“

Das „braune“ Skelett und das „weißbetupfte“ ließen sich nach dem Alter ebenfalls als von zwei bestimmten Grafen mit fast völliger Sicherheit ansprechen. Dagegen blieben zwei weitere, jungen Männern angehörig, die richtige Vettern waren.

Diesen beiden konnte man die Reste nicht einzeln zuteilen. Und ich habe hierbei und für die meisten übrigen dann ehrlich betont, daß ich unmöglich mit Sicherheit ausschließen könnte, auch einmal eine Rippe verwechselt zu haben und einzelne Finger und Zehenknöchelchen nach Gutdünken verteilt zu haben. Aber die eigentliche Aufgabe war gelöst und überraschend gut lösbar gewesen. Und der Fürst und die Familie waren wirklich beglückt darüber. Eine Niederschrift der ganzen Sache wurde angefertigt, von mir unterzeichnet, von den andern als Zeugen unterschrieben. Der Fürst beschloß auf meinen Vorschlag, nicht Särge anfertigen zu lassen, sondern kleinere Kistchen, gerade groß genug für die übereinandergelegten Knochen jedes einzelnen. Sie wurden später in eine Nische im kapellenartigen Vorraum der Gruft neben- und übereinander beigesetzt, und ein Epitaph nach Metzgers Entwurf schloß das Ganze schön und würdig ab.

Ich hatte bei der Untersuchung der Gebeine die Schädel gemessen und photographiert. Nun ging ich still und versonnen für mich allein mit diesen Schädelbildern in den Ahnensaal. Er ist eine Berühmtheit des Schlosses Heiligenberg. Es gibt wenige so umfangreiche Sammlungen von Ahnenbildern. Da hängen aus zwei Jahrhunderten 86 Porträts von Fürstenbergern und deren Ge-

mahlinnen. Und ich stand nun vor den Bildern im blühenden Leben gemalter Männer und Frauen, deren letzte sterbliche Reste mir in der Hand gelegen hatten, sah den Ausdruck, den der Künstler den Menschen verliehen hatte und das knöcherne Gesicht, das ich vom Moder befreit. Es ist eine schöne Aufgabe der Künstleranatomie, zwischen Gesicht und Totenschädel Beziehungen aufzufinden und Regeln festzustellen, menschlich aber ein Rühren an Vergänglichkeit und Ewigkeit.

Der Fürst hat mir mit gütiger dauernder Freundschaft gelohnt. Er machte mir mit seinem Bild auf bronzenener Plakette mit einer dankbare Anerkennung ausdrückenden Inschrift eine große Freude und gab mir damit ein dauerndes Andenken. Ich war noch manches Mal sein Gast in Heiligenberg oder in Donaueschingen. Ich werde ihm, der 1941 starb, ein treues Angedenken bewahren, ihm und seinen Ahnen.

BEI DEN ÄBTEN VOM KLOSTER LORSCH

Am weingesegneten Mittelrhein, etwa gegenüber von Worms, stehen im flachen Land die Ruinen des Klosters Lorsch, dem Kenner der Kunstgeschichte als Zeugnis frühen karolingischen Kirchenbaues besonders bemerkenswert. Hoch ragt die ehemalige Vorhalle der Klosterkirche in einsamer Größe, während jene selbst verschwunden ist. Zur Erforschung ihres alten Grundrisses wurden 1927/28 vom Mainzer Denkmalpflegeamt Grabungen unternommen, und deren Leiter, Professor Behm, hatte die Freundlichkeit, mir die zutage kommenden Schädel zur wissenschaftlichen Bearbeitung zuzuführen. Gerne gab ich dem Mainzer bischöflichen Ordinariat die gewünschte Versicherung ab, daß ich das Gebein nach der Untersuchung unversehrt und restlos zur erneuten Beisetzung wieder zurückgeben würde.

So lagen nun die Schädel von 6 Äbten und 50 Mönchen vor mir und eine Anzahl sonstiges Gebein. Wenn sie noch sprechen könnten? Der eine oder der andere dieser Kirchenfürsten hat noch mit Karl dem Großen Gruß und Handschlag ge-

wechselt, andere mit dessen Sohn oder Enkeln. Man schaut mit solchen Zeugen vor sich doch noch anders in diese vergangene heroische Zeit, als wenn man nur im Geschichtsbuch darüber liest. Und die Mönche! Da schauten mich von meinem Arbeitstisch her die knöchernen Gesichter an. Ja, auch Totenschädel können einen ansehen. Jeder hat seinen eigenen, fast möchte ich sagen stillen, nachdenklichen Ausdruck im unbeweglichen knöchernen Gesicht.

Der mir befreundete Professor Wulzinger von der Technischen Hochschule Karlsruhe hat mit überzeugendem Erfolg auf meine Bilder dieser Schädel Gesichter aus Fleisch und Blut gezeichnet; es gab eindeutig verschiedene Persönlichkeiten. Da ist ein Asket: schmal schmiegen sich die Wangenbeine an hohe, enge Kiefer. In hochaufgerissenen Augenhöhlen, unter steiler, gerader Stirn, sehe ich förmlich leibhaftig die tiefliegenden, stechend blickenden, verzückten Augen, das lange, hagere Gesicht beherrschend. Der nächste Schädel dagegen scheint noch freundlich breit zu lächeln. Was müssen breite, runde Backen über diesen geschwungenen Jochbeinen gelegen sein. Und sicher schauten fröhlich zwinkernde Äuglein aus den runden, schwachumrandeten Augenhöhlen, über denen eine runde Stirn zum ebenso gerundeten breiten Scheitel führt. Ich denke mir, dem hat

seinerzeit manches Tröpflein aus dem Klosterkeller geschmeckt. Ein Schädel hat eine schwere, wulstig geheilte Knochennarbe schräg über der Stirne, offensichtlich die Reste eines Schwerthiebes. Ein derbes, fast möchte ich sagen brutales Kinn, ein eckiges Gesicht und eine kraftvoll vorstrebende Nasenwurzel zeichnen den Schädel aus. Ja, wenn der jetzt zahnluckige Mund des Alten noch von den Fahrten und Sträußen seiner Jugend erzählen könnte, ehe die Mönchskutte an Stelle des Kriegsrockes getreten war. Ein anderer Schädel zeigt an Stirn und Wange starke Brandspuren. Die Klosterchronik meldet uns, daß in den Jahren 1090 und 1621 Brände fast alle Gebäude zerstörten. Aber niemand weiß etwas von den Schmerzen derer, die im Feuer umkamen. Manche Knochen scheinen erst als Skelette vom Feuer angefressen.

Einmal liegen über einem Schädel krause blonde Lockenhaare, und ein langer rötlicher Bart umfaßt das Kinn. Selbst von der groben Klosterkost, dem harten Brot aus schlecht ausgemahlenem Mehl verraten uns die Schädel etwas, wenn wir die tief abgekauten und ausgeschliffenen Zähne betrachten und erklären. Die Äbte aber hatten offenbar feines Weißbrot auf dem Tisch; ihre Zähne sind meist wohl erhalten.

Dagegen war einer von ihnen, der übrigens nach

dem Befund der Knochen ein sehr hohes Alter erreicht hat, stark von arthritisch-rheumatischen Schmerzen geplagt; er muß schwer gelitten haben, denn fast alle Gelenke, an den Gliedern und besonders an der Wirbelsäule, zeigen arthritische Knochenveränderungen und Wucherungen an den Gelenkrändern.

Auffällig waren noch andere Unterschiede zwischen den Resten der Äbte und der Mönche. Jene waren stattliche Gestalten. Bei drei von ihnen kann man die Körpergröße aus den Knochen berechnen; sie betrug bei zweien über 1,70 Meter und bei einem gut 1,80 Meter, dagegen waren die Mönche durchweg kleiner. Auch die Schädelform war etwas unterschiedlich. Die Mönche hatten fast alle runde Schädel, die heute herrschende Form in Süddeutschland, die der Äbte hatten längere Form. Das Problem der sog. „Verrundung“ des Schädels in ganz Europa im Laufe des letzten Jahrtausends hat mich in vielen Arbeiten seit Jahrzehnten beschäftigt — so trugen auch die Lorscher Schädel zur Wissenschaft bei —, aber gelöst ist es noch nicht, wenn auch Einzelfragen beantwortet sind. Bei den Lorschern dürften Unterschiede in der Herkunft jene Verschiedenheiten erklären. Man weiß, daß die Äbte der karolingischen Zeit fast alle aus dem Hochadel kamen. Über die Herkunft der Mönche läßt sich fast nichts sa-

gen. Nur verraten die alten Bruderschaftslisten, daß unter langen Reihen von Lorscher Namen sich nur deutsche befinden, also nicht etwa schottische oder irische.

So geben also die Schädel, wenn sie so still in Reih und Glied auf meinem Arbeitstische liegen, auf manche Frage Antwort, aber manche Dinge behalten sie auch verschwiegen für sich. Auch Gebeine haben ihre Schicksale. Die frommen Männer, denen sie einst gehörten, haben wahrlich nicht geahnt, daß ihre Knochen lange vor dem jüngsten Tag einmal aus den Gräften auferstehen müßten, daß sie die Reise von Lorsch nach Berlin machten, daß sie dort in behutsamer Hand der Wissenschaft dienten und dann wieder an den Rhein zurückreisten, um in der Nähe der alten Stätte ihres Erdenwallens abermals in geweihter Erde Ruhe, hoffentlich künftig ungestörte, zu finden.

DIE HALLSTATTLEUTE AM KAISERSTUHL

An einem frühen Wintertag stehen wir auf einem der eigenartigen, flachen, runden Hügel, die in der oberrheinischen Ebene südwestlich des Dorfes Ihringen zerstreut in den Feldern liegen. Löhbücke nennt sie das Volk ringsum. (Aus mittelhochdeutschem *lê* und *lêwes* wird *Leh* und bedeutet künstlichen Hügel, meist Grabhügel. Keinath, Orts- und Flurnamen in Württemberg, Stuttgart 1951.) Ganz flach liegt das Land, leise abfallend zum nahen Rhein. Die Äcker sind abgeerntet, und eine ganz dünne Schneedecke gleicht alle die kleinen Gräben, die Ackerschollen, die im Umbruch liegen, sogar die Feldwege und Grenzsteine völlig aus. Um so auffälliger liegen die Hügel da, unregelmäßig zerstreut, oft ganz flach, kaum einen halben Meter hoch, dort einmal etwas höher, fast einen Meter erreichend. Es mögen deren 25 bis 30 sein, die auf einer Fläche von gut 500 Metern im Geviert verteilt sind.

Wir stehen also auf dem flachen Rücken eines Löhbuckes. Im Westen geht hinter dichtem weißem Dunst als blasse Scheibe die Sonne unter. Wie ein dunkler Schattenriß heben sich der Breisacher Berg und darauf dessen Münster gegen den

Himmel ab und daneben die kleine Kuppe des Eckhartsberges. — Wir denken an diesen alten Sitz der Harlunger Königssöhne unter ihrem Pfleger, dem treuen Eckhart, die nach den Dietrichsagen hier gehaust haben. Damals ging der Rhein noch diesseits des Breisacher Berges, seitdem hat er sich verlagert. Nach Osten aber liegen die Schwarzwaldberge vor uns, am schönsten der ragende Belchen, uns gerade gegenüber aber der Schauinsland mit seinem glatten, weit herunterreichenden Schneefeld, das beim Volk das Frauenhemd heißt. Und im Vordergrund davon liegt Freiburg, eingebettet in eine Nische der Berge, überragt vom himmelweisenden Finger seines wunderbaren Münsterturmes. Rechts von uns, nach Süden zu, hebt sich ganz leise der schmale Höhenzug des Tuniberges, auf dessen Südhang in der sinkenden Sonne die Fensterscheiben der Ehrentrudiskapelle glitzern. Hart unter jenem Bergabhang grub Alexander Ecker in den sechziger Jahren eine eiszeitliche Rentierstation aus. Dort entspringt eine kleine Quelle; das Wasser bildet einen kleinen See, und an dessen Ufer saßen vor wohl mehr als 20 000 Jahren die Rentierjäger, deren Reste Ecker und Apotheker Kübler aus Munzingen gefunden haben. Einem dieser Toten möchte ich einmal begegnen! — Zurück zu den Löhbücken. Zur Linken von uns steigt ganz nahe der Kaiser-

stuhl auf mit den abgeteilten Rebfeldern, den besten Weinlagen seiner Südhänge. An seinem Fuß liegt das Dorf Ihringen, auf dessen Feldbann wir stehen.

Weißer Nebel decken allmählich die Ebene und jede Ferne zu. Rasch ist die Nacht heruntergesunken, grau und tief und sternenlos lastet der Himmel, der voll Schneewolken hängt. Ich fühle mich allem Wirklichen entrückt — ich werde von unbekanntem Geist an der Hand genommen und an einen der größten dieser gespenstigen Löhbücke geführt. Da ist noch kein Hügel, sondern ein ebener Platz, schräge Sommersonne scheint warm darauf, ehe sie sich hinter dem noch kahlen Breisacher Berg niedersenken will. Der Platz ist geglättet und umstellt von weißen Stäben, „gehegt“, und fremdes Volk umsteht ihn. Da naht ein feierlicher Zug. Dumpfe Paukenschläge auf erzenen Becken geben ernste Töne und begleiten den langsamen Gleichschritt. Bewaffnete Männer mit spitzen Helmen und langen Lanzen, andere mit runden Schilden und niederen Kappen schreiten einher. Es folgt ein Wagen, mit Pferden bespannt, auf dem aufgebahrt ein Toter liegt. Priester folgen in langen Mänteln mit breitrandigen Hüten, deren Krempe rechts und links aufgeschlagen ist. Dann kommen in langer Reihe junge Männer, die ausgewählt schönes Geschirr tragen, große runde

Schüsseln, etwa Bolen (ich schreibe bewußt nicht Bowle, denn dieses ist ein in England eingeführtes deutsches Wort, das dort die englische Schreibweise angenommen hat und dergestalt wieder zu uns kam) zu nennen, wie wir sie für den Maitrank oder Punsch gebrauchen. Sie sind aus feinem schwarzem Ton, mit roten und gelben Mustern bemalt oder leuchtend rot mit gelben, schwarzen und weißen Mustern, diese oft in Form des liegenden Kreuzes, wie auf der englischen oder schwedischen Flagge. Andere tragen Beugen von Tellern und Platten, dann Näpfe und Näpfchen, kleine und große Schüsseln. Dann folgen die Leidtragenden und das Volk. Vor dem Grab — denn ein solches wird aus der geebneten Stelle — hält der Zug. Man bringt den Toten heran; er wird auf die Erde gelegt, gehüllt in Tücher. Jetzt finden wohl die Gesänge und die Zeremonien der Priester statt. Dann legt man neben den Toten ein großes Brett als eine Art von Tisch, fast zwei Meter lang und anderthalb breit. An den beiden Längsrändern ist es durch Balken verstärkt, auf denen es wohl liegt. Darüber breitet man ein dickes lederartiges Tuch, oder ist es wirkliches Leder, das mit zahlreichen schönen bronzeköpfigen Nägelchen auf dem Brett festgehalten war. Und darauf wird nun der Tisch gedeckt, als ob es für den Toten ein Festmahl gäbe. Ein

Schwein war geschlachtet worden, und Speise und Trank waren bereit. In die Mitte der Tafel stellen sie die Bolen auf, mehrere nebeneinander. In jeder ist wohl ein Festtrunk drinnen, dessen Gewürze, in kleinen Becherchen gemessen, samt diesen in die Bole hineingeworfen werden. Und rings herum, die Schüsseln mit Speisen und die Teller, einzeln oder mehrere aufeinander. Da steht eine größere schwarze Schüssel, aus feinstem Ton mit eingepreßten kleinen Kreiszieraten rings um den Rand, gefüllt mit irgendeinem Gemüse, und quer darüber liegt eine ganze Rippenseite eines jungen Schweines (ob die Schüssel gesäuerten Kohl enthielt?). Dann steht da ein höherer Topf mit den saftigen Kinnbacken vom Schwein. Auf flachen Platten liegen Vorderschinken, daneben enthält eine Schale weißschalige Eier. Zwei kleinere Schalen enthalten Obst, und viele andere stehen da, die verdeckt sind mit Tellern. All das Geschirr ist ausgesucht schöne Ware, schwarze, rote, mit Eindruckmustern versehen, bemalt oder unbemalt, schön geformte Stücke, verschieden an Größe und Gestalt, im ganzen mehr als 50 an Zahl. Eine schöne Schüssel wird nicht auf den Tisch gestellt, sondern besonders bedachtsam zu den Füßen des Toten. Ob dies ein Lieblingsgericht für ihn ist oder ein Opfer bedeutet? Diese ganze Totenmahlzeit soll ihn auf den Weg begleiten ins unbekannte

Jenseits. Der Tote selbst hat keinen Schmuck und keine Waffen, was auffällig ist, denn in den andern Bestattungen fanden sich meistens solche. Jetzt wird in feierlichem Ernst der Tote und all seine Habe mit Erde bedeckt. Und über die Erdlage schichten sie Steine, große, unbehauene Steine, die sie mühsam vom nahen Kaiserstuhl beigefahren hatten, etwa zwei Wagenladungen voll. Sie werden zu einem viereckigen flachen Steinbau wie zu einer Kiste aufeinandergesetzt, und dann wird auch dieses Ganze mit Erde bedeckt, bis sich der Hügel wölbt. Die Menschen klagen und weinen, Gesänge tönen, Gebete steigen zum Himmel, Opfer werden gebracht. Dann zieht die Schar in langem Zug zurück in das Dorf, das sich dort am Südhang des Kaiserstuhles anschmiegt mit ragenden Holzgiebeln, in der Bergnische, wo heute Ihringen liegt.

Ich wache auf aus meinem Traum. War er ein Spiel reiner Phantasie? Nein, alles das, was ich im Traum gesehen, hatte ich mit Händen gegriffen und ist heute kostbares Eigentum des Freiburger Vorgeschichtlichen Museums.

Wir stehen wirklich im lichten Tag an einem Dezembertag auf einem der Löhnbücker. Arbeiter stehen mit Hacken und Schaufeln bereit, ihn abzutragen und ans Licht zu bringen, was er birgt. Und das kam so.

Als ich von 1900 an als junger Privatdozent Anthropologie las, hatte ich auch die Fragen über die in unserer Heimat vorkommenden Schädelformen der Gegenwart und Vergangenheit zu behandeln. Glänzend bearbeitet waren die Schädel unserer alemannischen Vorfahren der Landnahmezeit am Oberrhein, also etwa seit dem Jahre 500 n. Chr. In ihren Friedhöfen haben sie damals ihre Toten in Reih und Glied, die Köpfe gegen Sonnenaufgang, in Wehr und Waffen niedergelegt. Man nennt diese Bestattungen Reihengräber. Sie sind allen Germanen der Völkerwanderungszeit eigen. Alexander Ecker, der Freiburger Anatom, mein Vorgänger, hat in einem berühmten Werk, das er 1864 mit dem lateinischen Titel „Crania Germaniae meridionalis — occidentalis“ herausgab, diese „Schädel Südwestdeutschlands“ mustergültig beschrieben, ihre Form als „Reihengräbertypus“ festgelegt. Was wir heute nordische Rasse nennen, ist genau diese Form. Aber was für Menschen hier im Lande lebten, ehe diese Alemannen kamen, war zu Eckers Zeit völlig unklar. So wußte er nur, daß außer den Reihengräbern noch ältere Grabstätten im Lande lagen, große Hügel, die Tote bargen. So nannte er deren Schädel einfach Hügelgräbertypus und rechnete alles dazu, was älter war als die Alemannen. Zu meiner Zeit hatte man gelernt, die vorgeschichtlichen Perioden zu

scheiden, und man wußte, daß in jenen Hügeln Menschen der sog. Hallstattperiode bestattet waren. Funde in Hallstatt, am Hallstätter See im Salzkammergut haben erstmals Einblick in die hohe Kultur jener Jahrhunderte der Vergangenheit, etwa 10. bis 5. Jh. v. Chr., gestattet, und danach wurde diese Kultur benannt.

Die Schädelformen dieser Menschen in meiner engeren Heimat wollte ich kennenlernen, von Eckers Ausgrabung waren nur ein oder zwei schlecht erhaltene Stücke da. So beschloß ich, selber welche zu suchen. Damals gab es in Baden kein Denkmalschutzgesetz; jeder konnte auch unsachgemäß graben und zerstören. Aber es gab immerhin einen Landeskonservator für Altertümer, der in Karlsruhe das betreffende Museum leitete, derzeit Geheimrat Wagner, den ich bis dahin persönlich nicht kannte. Aber ich hielt es für richtig, ihm mitzuteilen, daß ich einen oder den andern der Löhbücker ausgraben wolle. Da schrieb mir Geheimrat Wagner einen köstlichen Brief. „Also Sie wollen hinter meine Löhbücker gehen, die ich mir als köstlichste Beute für mein Alter zurückgestellt habe . . . Und sie wissen gar nicht, was dort alles Schöne herauskommen kann . . . Dürfen Sie das überhaupt? . . . Aber ich will es Ihnen gestatten, weil Sie ein Schüler Alexander Eckers, besser ein Enkel von ihm sind, und

Ecker war ein lieber Freund von mir . . . Aber ich habe die Bitte, daß Sie, der vermutlich von Ausgrabungen nicht das mindeste versteht, meinen alterfahrenen Gehilfen Eckert zu Hilfe nehmen.“ Ich war natürlich für diese Hilfe und nachher dem sehr erfahrenen Herrn Eckert von Herzen dankbar, denn ich hatte technisch wirklich keine Ahnung. So kam die erste Ausgrabung zustande, der dann noch viele folgten. Zu ihr bekam ich eine kleine Geldvergütung vom Freiburger Geschichtsverein und nach Vorweisung der ersten Ausbeute reiche Mittel von der Stadt Freiburg. Es mußten ja nicht nur die Arbeiter bezahlt werden, auch die Grundeigentümer verlangten Entschädigung. Ich mußte zusagen, daß jeweils der „wilde Grund“, wie sie dort das tiefer liegende Erdreich nannten, wieder nach unten und die Humusschicht wieder oben drauf kam. Daß dabei der für das Pflügen sehr unbequeme Hügel mehr oder weniger verschwand, war ihnen höchst angenehm, das gaben sie aber nie zu. Mit dem Eigentümer wurde regelmäßig eine kleine Vergütung für die Genehmigung vereinbart, dafür sollte ich alle Topfscherben, alles Eisen, alles „Grünspanige“ (d. h. Bronze) ohne weiteres besitzen, etwaiges Geld oder Münzen sollten dem Eigentümer gehören (wobei ich verschwie, daß es solche zur Hallstattzeit noch

nicht gab), und alles Gold sollte zum Goldwert dem Eigentümer vergütet werden.

So zog ich denn mit dem alten Präparator Eckert zu meinem ersten Hügel. Ein kleines Fähnchen wurde in der Nordrichtung aufgestellt, auf einem einbeinigen, in den Boden gesteckten Tischchen hatte ich mein Zeichenbrett, die Arbeiter hackten in regelmäßiger Reihe die Erde los, bis der erste Topfscherben oder Knochen sichtbar wurde. Dann haben Herr Eckert und ich mit kleinen Handgeräten vorsichtig Schicht um Schicht rings herum freigelegt. Jeder Scherben oder Knochen bekam seine Nummer und wurde nach Entfernung vom Mittelpunkt in seiner Lage genau mit der Nummer in meinem Grundriß eingetragen. Das Finderglück war recht verschieden. Manche Hügel hatten reiche Bestattungen, manche nur zerfallene Knochen und ein paar dürftige Scherben. Wie war ich begeistert, wenn einmal schönere Funde als Belohnung der mühsamen Arbeit kamen, so einmal zwei prächtige, zweifingerbreite Armringe aus schwarzem Gagat (Gagat ist ein schieferiger Stoff, aus dem man heute vielfach den als Jette bezeichneten Trauerschmuck der Damen herstellt). Eine Hallstattfrau hatte die Ringe um die Vorderarmknochen liegen; sie muß sehr schlanke Hände gehabt haben. Als ich mehrere Tage nur Scherben und Knochen und keine anderen Beigaben fand,

tat ich einmal morgens beim Ankleiden (die Eisenbahn trug mich immer morgens um 6 Uhr nach Ihringen hinüber, und es war von Ende Dezember bis Mitte Januar und kalt und dunkel) recht unlustig das Gelübde meiner Frau gegenüber, ich wolle, was ich an Goldschmuck fände, ihr in Gold nachbilden lassen, sie möge nun zu den Hallstattgöttern beten. Sie mahnte mich zur Bescheidenheit, Bronzeschmuck sei dieses Gelübdes auch schon wert. Und an diesem Tag fand ich vier prachtvolle bronzene Gewandnadeln, deren schönste sie dann auch aus der Werkstätte in Geislingen nachgebildet bekam. An den folgenden Tagen kamen auch ein paar Goldringchen zutage, bronzene Haarnadeln u. a. Vergeblich war mein Hoffen auf die berühmten Hallstätischen Gürtelbleche mit getriebenen Figuren. Nur ein schlecht erhaltenes ungeschmücktes fand ich einmal. Die Belohnung aber von allem war die Ausgrabung des größten der Hügel, der das barg, was ich vorhin als Traumgesicht in Bewegung sah. Hier lagen tatsächlich, wie vorhin beschrieben, die Bolen und Schüsseln und Teller; das Mikroskop lehrte uns die sog. Steinzellen ehemaliger Obstkerne kennen, das Holz, die Eierschalen waren nachweisbar, und die vorsichtige Numerierung und peinliche Aufzeichnung haben erlaubt, die im Karlsruher Museum aus den Scherben kunstvoll wiederher-

gestellten Gefäße nachher wieder wie zu jenem Leichenmahl hier in der städtischen Sammlung aufzustellen.

Ich darf hier erwähnen, daß nach diesen Erfolgen die Stadt Freiburg beschloß, ein eigenes vorgeschichtliches Museum aufzustellen; die alten Stücke wurden aus der sog. Städtischen Altertümersammlung herausgeholt und ich bekam die Räume in dem schönen Hause der Salzstraße, dem St. Blasianer Hof, zur Verfügung. Ich stellte mit den alten Sachen, die Ecker und der Freiburger Geschichtsforscher Heinrich Schreiber gesammelt hatten, meine eigenen, auch die Ausbeute des oben erwähnten jungsteinzeitlichen Gräberfeldes von Bischoffingen und mehrerer alemannischer Friedhöfe, in ansprechender Form zusammen. Dann war ich, da kein Fachmann für Vorgeschichte zu haben war, ein paar Jahre lang ehrenamtlicher Direktor dieses Museums. Im ersten Weltkrieg wurde es verpackt, hatte dann allerlei Schicksale, bis endlich an der Freiburger Universität Professor Kraft als Vorgeschichtler auftrat, die Sammlungen übernahm und im Adelhausermuseum in wundervoller Weise aufstellte und ausbaute. Der zweite Weltkrieg verbannte diese Schätze abermals in Kisten und in die Keller, wo sie aber glücklicherweise erhalten blieben, während der hervorragende, tatkräftige und menschlich so be-

liebte Leiter des Museums, auch mir persönlich freundschaftlich zugetan, dem Bombenangriff vom 27. November 1944 zum Opfer fiel. Ich vermute, die Schätze ruhen heute der Mehrzahl nach noch im Adelhauser Klosterkeller — mangels Raum für eine große Ausstellung.

Aber versetzen wir uns nochmal zurück zu den stillen Hügeln in der Rheinebene und betrachten die Bestattungen. Die Gesamtheit der Hügel bilden eine ganze Totenstadt. Von der zugehörigen Stadt der Lebenden ist so gut wie nichts erhalten. Im Dorf Ihringen fand man tief unter der Straße beim Legen von Wasserleitungen Scherben von Hallstättischem Gebrauchsgeschirr. So darf man annehmen, daß die Hallstattleute genau da gesiedelt haben, wo heute Ihringen steht. Auch im benachbarten Dorf Gündlingen fanden sich solche Scherben und in seiner Nähe eine Anzahl Grabhügel. Auf Einzelheiten, die der Zeitbestimmung dienen, nach denen man von einer Gündlinger und Ihringer Stufe innerhalb dieser Kulturperiode spricht, kann natürlich hier nicht eingegangen werden.

Was aber für Menschen waren das, die diese alte Kultur geschaffen haben? Sie reicht in ihren wesentlichen Formen einheitlich bestimmbar von Venetien bis gegen Posen, vom Balkan durch das ganze Donaugebiet, breit über Süddeutschland bis

nach Westfrankreich hinein. Die hohe Technik der bronzenen Waffen und Geräte, Äxte, Dolche, Messer, Eimer und Krüge, Gürtelbleche, Hals- und Armringe, Ketten und Gewandnadeln erregen immer wieder Bewunderung. Dazu kommen eiserne Schwerter und Lanzenspitzen. Auf den Gürtelblechen und auf der Wand hoher Bronzeimer finden wir getriebene Darstellungen von Szenen aus dem Leben dieser Menschen. Da sehen wir Aufzüge, Soldatengruppen in verschiedener Bewaffnung, Priester mit breitrempigen Hüten, Wagen, Throne mit sitzenden Fürsten, Boxkämpfe mit ausgestellten Kampfpreisen. Im sog. Fürstenhügel in Schwaben fand sich die fürstliche Leiche mit dickem Goldring um die Stirne. Und kostbare griechische Vasen waren mitgegeben; eine solche, deren Hersteller der griechische Vasenmacher Cachrylion war, der in Sizilien seine keramische Werkstatt hatte und um 500 lebte. Den Hallstattleuten haben also griechische oder italienische Händler keine Schundwaren für Barbaren aufgehängt, sondern Handelsware erlesenen Geschmacks und hohen Preises verkauft. So zieht vor unserem geistigen Auge ein reiches Kulturleben aus dem 10. bis 5. vorchristlichen Jahrhundert vorbei. Und doch wissen wir von dem Volk oder den Völkern, die diese Kulturen getragen haben, fast nichts. Welche Sprache tönte

bei unseren Ihringern jener Zeit? Keine Schrift ist der Kultur eigen. Was mögen die Menschen im Laufe jener Jahrhunderte für Kämpfe ausgefochten haben? Was hatten sie für Glauben, welche Götter verehrten sie? Wir haben kein Bild von solchen und keine Reste ihres Kultes außer dem Gräberkult.

Im Südosten waren wohl Illyrier, stellenweise wenigstens, die Träger dieser Kultur, im Westen und besonders hier bei uns unbekannte Vorläufer der Kelten. Aber was die Kelten hier schon vorgefunden hatten, wissen wir nicht. Wieweit hier Ligurier in Betracht kommen, etwa von der ligurischen Küste die Rhone herauf über die Westschweiz bis zu uns reichend, ist völlig im Dunkeln, aber man darf Genua und Genf, die Alpen und die Alb und andere Sprachdenkmäler hier erwähnen. So um das 5. und 4. vorchristliche Jahrhundert verschwindet die Hallstätische Kultur und macht anderen Formen Platz. Wir finden auch in unserm Land jetzt das, was man „La Tène“ nennt, zweifellos die Kultur der echten Kelten und eines Hauptstammes derselben, der Helvetier. Julius Cäsar berichtet darüber, und so sind wir aus der Vorgeschichte in die Geschichte getreten. La Tène liegt in der Schweiz, am Nordende des Neuenburger Sees, und ist der Fundplatz reicher kelti-

scher (helvetischer) Gräber; nach dem Stil dieser Hinterlassenschaft benennt man die Periode. Auf mehr als ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung blicken wir hinab, wenn wir in unsere Löhbücker hineinschauen. Wir wissen, wie gesagt, nichts von den geschichtlichen Schicksalen der Menschen und ihres Volkes, die hier begraben liegen. Aber wir ahnen einiges von Freud und Leid, von Leben und Sterben dieser Menschen, wenn wir mit sorgsamem Fingern ihre Gebeine heben, Ringe lösen, die ihre Fingerknöchelchen noch umschließen, Gewandnadeln heben, die einmal vor der Brust das Totengewand zusammenhielten, hier in einem Grab die Gebeine einer Frau und mit ihr die eines kleinen Kindes finden, hier einen Reichen und dort einen Armen. „Menschen sind die Menschenkinder . . .“

GROSSVATERS SEIDENES HALSTUCH

Vor einigen Jahrzehnten sollte ein Stück des alten Offenburger Friedhofs einer Straßenverlegung zum Opfer fallen. Die darauf liegenden Gräber konnte man auf den neuen Friedhof überführen. Dies traf auch die Grabstätte des alten Theodor Walter (geb. 1812, gest. 1861), des Großvaters meiner Frau. Mein Schwiegervater konnte sich mit dem Gedanken, bei einer Ausgrabung Gebeine seines Vaters sehen zu müssen, nicht abfinden; der Gedanke war ihm zu schrecklich. So ging ich als Vertreter der Familie hin. Im sandigen Untergrund des Grabes fand der Totengräber schnell die Reste. Der Sarg war völlig verschwunden, nur seine metallenen Handgriffe und ein paar Nägel waren noch da. Die Knochen des Toten lagen in dem Sand rein und sauber in ihrer Lage, von sonstigen Resten war nichts da. Die Kleider waren zergangen, doch oben am Hals fanden wir plötzlich eine Art von weichem Ring von Halsweite. Näheres Zusehen und Wegwischen des Sandes ergab, daß es ein schwarzes Tuch aus Seide war. Es war seinerzeit als Halstuch zusammengefaltet dem Toten um den Hals gelegt, vorn herum, hinten ge-

kreuzt und die Enden vorn zu kleinem Knoten gebunden, wie damals das Herrenhalstuch getragen wurde. Die Seide war so wenig brüchig, daß ich den Knoten aufknüpfen und das Tuch auseinanderfalten und glätten konnte. Es war gute venezianische Seide; der Großvater hatte das Tuch von einer Italienreise mitgebracht. Über 50 Jahre war das Halstuch unversehrt dem Toten treugeblieben. Jetzt legte ich den Schädel, der sehr gut erhalten war, und alle Gebeine sorgsam auf das schwarze Tuch, hob dieses an den vier Ecken und legte es mit diesem Inhalt in ein dazu mitgebrachtes Sargkistchen, welches im neuen Grabe eingesetzt wurde. — Alles war vergangen, ein reiches Leben war längst gelebt — nun lag der Tote im letzten Halstuch, das der Lebende getragen hatte, und fand darin abermals Ruhe im Grab auf dem neuen Friedhof, wo seine Gattin schon den ewigen Schlaf tat neben Kindern und Enkeln. Der ganze Vorgang dieser letzten Umbettung des Großvaters, den ich aus Bildern und vielen Erzählungen der Meinen fast persönlich zu kennen meinte, hatte einfach etwas Rührendes. Letzte Reste eines lieben Angehörigen in einem schwarzen Tüchlein!

IN DER GRUFT DER FREIBURGER UNIVERSITÄTSKIRCHE

Bekanntlich wurde unter Kaiserin Maria Theresia der Unterricht an der vorderösterreichischen Universität Freiburg in die Hände des Jesuitenordens gelegt. Nur eine kleine Zahl weltlicher Professoren wirkten neben jenen (1620 bis 1773). So haben Väter jenes Ordens „eineinhalb Jahrhunderte hindurch . . . das geistige Leben der Universität angeregt, wenn nicht beherrscht“ (Diepgen und Nauck 1957). In jenen Zeiten errichteten sie neben dem alten Kollegiengebäude in der Bertoldstraße auch die schöne Universitätskirche, ein stilechtes Beispiel ihrer Kunstrichtung, das jeder Freiburger kennt. Aber die wenigsten wissen, daß unter dem Schiff der Kirche sich eine mächtige Gruft befindet, gut zimmerhoch und geräumig und daß hier die Patres ihre letzte Ruhe fanden. Eines Tages, es war im Sommer 1925, bat mich der damalige Oberbaurat Lorenz, dem die Pflege der Universitätsbauten anvertraut war, in die Kirche, da die Gruft vom Kirchenschiff her geöffnet war und wegen gewisser baulicher Aufgaben besichtigt werden sollte. Man sah von oben Särge

in der Tiefe stehen. Da hatten die Arbeitsleute Scheu hinunterzusteigen, trotzdem heller Mittag war und nicht etwa die Geisterstunde. Ich klomm neugierig mit Herrn Lorenz und einem Mann die leiterartige Stiege hinunter. In dem großen, mattbeleuchteten, aber luftigen Raum standen an einer Längswand in mehreren Reihen übereinander zahlreiche Holzsäрге wohlerhalten. Sie kehrten dem Beschauer die Fußseiten zu, so daß man ausschließlich diese sah. Auf jedem war mit silbriger Farbe auf dem schwarzen Holz ein Kreuz aufgemalt und darunter ein Name und das Todesjahr angeschrieben. Nur ein Sarg stand frei auf der Erde, mitten im Raum. Es war vielleicht der letzte, den sie nicht mehr in die oberste Reihe setzen wollten oder konnten; vielleicht sollte mit ihm eine neue Reihe beginnen, und dann hörten die Begräbnisse in der Gruft mit dem Ende der Jesuitentätigkeit auf.

Der Deckel dieses Sarges war nicht aufgeschraubt, sondern nur aufgelegt. Ich konnte trotz der Mahnungen des Oberbaurates nicht widerstehen, ihn zu öffnen. Er gab leicht nach, als der Maurer und ich ihn hochzuheben versuchten, und wir nahmen ihn ab.

Da lag ein stiller Mensch. Ein wachsgelbes, sehr mageres, aber edles Antlitz, stark vorspringende und scharf gebogene Nase, ein spitzes Kinn, ernster Frieden über den Zügen. Das Priesterbiret

deckte das Haupt, schönes weißes Haar rechts und links vortreten lassend. Den Toten umhüllte sein schwarzes Priestergewand, darüber ein weißes Chorhemd lag, über das vom Halse her die beiden Stolaenden niedergingen. Die vor der Brust gefalteten dünnen, wächsernen Hände hielten mit zarten, vornehmen Fingern ein Kreuz.

Wir standen tiefergriffen vor dem schönen Bild dieser Grabesruhe, einer leibhaftigen Jenseitsnähe. Und wir deckten still und behutsam den Deckel wieder über den schlichten Sarg. Wahrscheinlich werden in all den zahlreichen Särgen die Toten in diesem trockenen, mumifizierten Zustand ruhen.

Die Bauleute untersuchten Gewölbe und Wände, was sie hier heruntergeführt hatte. Ich stand sinnend vor den Sargreihen; ich würde gerne noch einem oder dem andern der gelehrten Herren ins stille Antlitz geschaut haben, Männern aus dem 18. Jahrhundert, deren Namen und Herkunft feststellbar war. Mich bewegte anthropologische Neugierde, verzeihlich dem Fachmann. Aber ich mußte mir ehrlich bekennen, daß ein wirklich wissenschaftliches Ergebnis von einer Öffnung der Säрге nicht zu erwarten sei. So ließ ich sie ungestört in ihrer Ruhe. Und ich erfahre zu meiner großen Freude, daß jenes Brandunglück sie auch nicht gestört hat, die Gruft blieb unbeschädigt.

Ich bin seit damals nie mehr durch die Bertold-

straße gegangen und habe nie mehr die Kirche betreten, um mich an ihrer schönen Architektur zu erfreuen, was ich oft tat, ohne fürder wie an Freunde an die stillen Gestalten in den Särgen zu denken und im Geiste das Bild des letzten geistlichen Professors jenes Ordens zu schauen, des letzten, der bis zu seinem seligen Ende der Stätte seines Wirkens treubleiben durfte und seitdem mit seinen Amtsgenossen im Schatten seiner Universität und Kirche ruht.

DAS ANTLITZ DER KÖNIGE VON MYKENAI

Vor allem sei mein schmerzliches Bedauern bekundet, daß ich nie den blauen griechischen Himmel sah und nie den klassischen Boden betrat und so auch das Löwentor und die Königsgräber von Mykenai nicht erleben durfte. Und doch hatte ich eine Begegnung — wenn auch nur geistiger Art — mit jenen Toten aus den mächtigen Schachtgräbern jener königlichen Begräbnisstätte.

Eines Tages — es war wohl 1929 — besuchte mich in Dahlem der bekannte Archäologe und Direktor des deutschen archäologischen Institutes in Athen, Prof. Dr. Georg Karo, und schlug mir vor, in seinem Werk *Die Schachtgräber von Mykenai* eine anthropologische Beurteilung der „Masken“ zu versuchen. Es galt aufzuklären, ob man aus ihnen Schlüsse auf die Gesichtszüge der Toten ziehen könne. Ich sagte freudig zu und war stolz darauf, an Karos Werk mitarbeiten zu dürfen. Er hat in zwei prächtigen Bänden mit souveräner Beherrschung des Stoffes den gesamten Befund und Inhalt jener berühmten Grabfunde in mustergültiger Form nach dem heutigen Stand der Forschung

— über 50 Jahre nach Schliemann — zur glänzenden Darstellung gebracht.

Bekanntlich gelang Schliemann 1876 die Entdeckung der sog. Königsgräber in der verschütteten Burg von Mykenai. Neben unzähligen Resten von Mauern, Tongefäßen und allerlei Trümmern stieß er auf die Gräber der alten mykenischen Fürsten. Er glaubte, die Reste des homerischen Großkönigs Agamemnon gefunden zu haben. Heute wissen wir, daß es ältere, lange vor dem sagenberühmten Helden verstorbene Fürsten und deren Gefolge waren. In Cerams bekanntem „Roman der Archäologie“, *Götter, Gräber und Gelehrte*, wird die ungeheure Erregung geschildert, die Schliemann erfaßte bei der Entdeckung jener unerhörten Schätze an Gold und Juwelen und mehr noch der geistigen Schätze, der Erkenntnis von der geschichtlichen Wirklichkeit ungeahnt reicher und mächtiger Könige weit über die Zeit der homerischen Trojahelden hinaus in graue Vergangenheit, was alles man bis dahin nur als Sage und Dichtung gewöhnt hatte.

Ein starkes Mitfühlen, ein gut Teil seiner Erregung erfüllte auch mich — und ich hatte doch nur die Abgüsse, nicht die echten Stücke jener Gesichtsmasken aus massivem Gold vor mir liegen, die Schliemanns Hand von den Gesichtern der Fürsten behutsam abgenommen hat, auf denen sie

mehr als 3000 Jahre gelegen hatten. Die Gesichter, die Schädel zerfielen alsbald, da sie an die Luft kamen, die Goldmasken blieben erhalten. So lagen also, um in alle Einzelheiten auf Porträt-treue oder auf Stil geprüft zu werden, die Goldbleche vor mir. Es waren vier technisch wunderbar getreu hergestellte Nachbildungen (Abgüsse) aus goldglänzender Kupferlegierung, die mir Herr Karo mitgebracht hat. Oft und lange hielt ich Zwiesprache mit den goldenen Königsgesichtern. Sie waren für mich keine Nachbildungen mehr; ich sah die echten Stücke in ihnen, die vor drei Jahrtausenden der mykenische Künstler gegenüber der Leiche seines Königs geschaffen hatte. Er hatte nicht etwa die Gesichter der Toten abgossen oder abgeformt; er hatte in freier Modellierung versucht, die erhabenen Toten im Porträt festzuhalten, freilich geführt von Sitte und Vorschrift des Totenkults. Der heutige Beurteiler bedarf also kluger Kritik bei der Prüfung solcher Porträts, worauf unten bei der Betrachtung etruskischer Kunst noch ausführlicher eingegangen werden soll.

Man darf wohl sagen, die Masken sind z. T. realistische Wiedergaben jener Männer, zum Teil aber idealisiertes und stilisiertes Kultbild. Daher ist nur sehr bedingt aus den Einzelheiten der Gold-

gesichter auf die der darunter zerfallenen Menschengesichter zu schließen.

Zunächst dürfen negative Feststellungen erlaubt sein. Die Gesichter jener lebenden Fürsten und der Idealtypus der Herrengeschlechter jener Zeit hatten ganz gewiß weder die großen Hakennasen, wie sie etwa die hethitischen Fürstenbilder Kleinasiens uns zeigen, noch etwa die gebogenen der Semiten Mesopotamiens noch etwa gar breite Negernasen oder kurze mongolische Stumpfnasen. Bei all dem hätte wohl der Künstler nicht gedurft und nicht gewagt, seine Gesichter mit geraden, schmalen, wenig vorspringenden Nasen auszustatten. Er gab ihnen jene Profillinie, die von der Stirn über den Nasenrücken ohne Knick gerade herunterläuft, die wir als „griechisches Profil“ benennen. Sie liegt hier in schmalen, langen Gesichtern von feinem Ausdruck, in denen teils geschlossene, teils offene, aber ganz europäische Augen stehen. Rassenmäßig darf man bei aller Vorsicht von nordisch-mediterranen Merkmalen sprechen. Sehr auffällig ist, daß zwei der Masken, eine dritte sicher nicht und an der vierten ist es unentschieden wegen ihrer Zerknitterung, Augenbrauen tragen, die über der Nasenwurzel ineinander übergehen. Man nennt bekanntlich diese Form der Augenbrauen „Räzel“. Während diese Bildung bei uns nur ganz ab und zu auftritt, fin-

det sie sich im heutigen Kreta in einzelnen Landesteilen bei 48, in anderen sogar bei 50, ja 60 v. H. der Männer. Und die kulturellen und politischen Beziehungen jener Zeit zwischen Kreta, den ägäischen Inseln und dem mykenischen Griechenland sind ja bekannt. So dürfte diese uns sonst so gleichgültige Erscheinung reichlicher Härchen über der Nasenwurzel tiefere Bedeutung haben. Die Könige sprechen von Kreta zu dem, der ihre Sprache versteht, und der Schauer von Jahrtausenden will nicht davon weichen. Dabei ist es für die Frage jener Beziehungen einerlei, ob der Künstler an den Masken die Räzelbildung schuf, weil die Könige im Leben sie darboten, oder sozusagen schematisch, weil es die bildreligiöse Vorschrift so wollte.

Endlich ein Letztes: Jene Männer trugen verschiedene Barttracht. Drei waren rasiert, ein vierter hatte schütterere Schnurrbartreste. Aber der letzte trug jene stattliche, sehr schön und deutlich dargestellte Barttracht, die man „Fräse“ nennt. Die seitlichen Wangen sind glattrasiert, so daß nur ein ganz schmaler Bartstreifen vor den Ohren sich abwärts zieht zum Kieferwinkel, hier am Kieferrand sich verbreitert und unter dem Kinn quer hinüber einen abwärtshängenden Bart bildet. Die Vorderseite des Kinns ist ausrasiert, also nur umrahmt von der Fräse. Aber unter der Unterlippe

bleibt die „Mücke“ wieder stehen und ebenso an der Oberlippe ein in den Spitzen zusammen-gedrehter und aufwärts ragender Schnurrbart. Man weiß, daß diese Barttracht in den folgenden Jahrhunderten im vorderen Orient viel getragen wurde, und zahlreiche Fischer und Seeleute und Bauern an allen Küsten der Nordsee tragen sie noch heute. Uns aber erlauben diese Masken, wenn wir die wunderbaren Verse Homers lesen, uns einen Agamemnon oder Menelaos in der Ver-sammlung der griechischen Helden vor Troja mit wallender Fräse vorzustellen.

Es kann natürlich hier auf die archäologisch-histo-rische Bedeutung dieses und alles anderen von Karo und anderen Forschern festgestellten einzig-artigen Fundgutes aus dem mykenischen Kreis un-möglich eingegangen werden. Ich wollte nur zei-gen, wie sich Zwiesprache halten läßt auch mit Hilfe von Abgüssen, die heutige geschickte Mei-ster angefertigt haben von Goldmasken aus den Händen mykenischer Künstler. Sie vermögen die einst unter den Masken gebetteten Toten herauf-zubeschwören, uns fast leibhaftig vorzustellen und uns zu berichten von einem geheimnisvollen, hoch-begabten, dahingegangenen Volk. Jede Begeg-nung mit Toten erregt, und eine solche wie diese beglückt.

HOTTENTOTTENGRÄBER IN DER NAMIB

Es sind gerade fünfzig Jahre verflossen, seit ich im damaligen Deutsch-Südwestafrika an den „Rehobother Bastards“ den ersten einwandfreien Nachweis zu führen das Glück hatte, daß normale menschliche Eigenschaften, in diesem Falle Rassen-merkmale, sich genauso nach den sog. Mendel-schen Regeln vererben wie bei Tieren und Pflan-zen. Was hier seit 1900 durch Experimente syste-matischer Kreuzungen erwiesen war, konnte ich dank absolut einzigartiger Verhältnisse bei den Nachkommen von Burenmännern und Hottentot-tenfrauen über mehrere Generationen einwand-frei verfolgen. Kirchenbücher und lebende Tradi-tion ermöglichten es in ungeahnter Weise. Und meine anthropologischen Untersuchungen an jenen Bastards gaben den einwandfreien Beweis.

Die Hottentotten sind ein eigenartiges, in vielen Stücken uns rätselhaftes Volk, das einst ganz Süd-afrika als Lebensraum hatte, in den weiten Savan-nen und Sandfeldern als Kleinviehhalter, halb-nomadische Hirten und Jäger lebend. Sie haben mit den afrikanischen Negern nichts zu tun, kei-nerlei Verwandtschaft, unterscheiden sich auf den

ersten Blick von ihnen. Hottentotten sind nicht schwarzbraun, sondern lehmgelb, sind kleinwüchsig gegenüber den hochgewachsenen Negern, haben keine wulstigen Negerlippen. Am auffälligsten ist die Schlitzform der Augenspalte, die der der Mongolen völlig gleicht, und dann der einzigartige Fettsteiß (Steatopygie) der Hottentottenweiber, dem Fettsteiß gewisser Schafrassen und dem Fettbuckel des Zeburindes entsprechend. Die Hottentotten lebten in mehrere große Stämme geteilt (Nama, Coranna, Topnaar u. a.), die wieder in zahlreiche selbständige Horden zerfallen. Heute ist das Gefüge der Stämme fast völlig zerstört; sie leben in einzelnen kleinen Horden oder meist Familien im Dienste der Weißen oder selbständig am Rande der europäisch besetzten Gebiete.

Genug — ich hatte bei meinen Untersuchungen der Bastards natürlich dieses merkwürdige Volk, das ja die Stamm-Mütter der Bastards gestellt hatte, ebenfalls genau studiert und in meine anthropologischen Vorstellungen von den Menschenrassen fest eingefügt.

Nach all dem hatte ich den großen Wunsch, auch einmal den Toten dieses Völkchens zu begegnen. Und er sollte mir, als ich am Schluß meiner Forschungen im Bastardland an die Küste und in die Hafenstadt Swakopmund zurückkam und ein paar Tage auf meinen Dampfer zur Heimfahrt warten

mußte, erfüllt werden. Landeinwärts von Swakopmund zieht sich an der Küste des ganzen Landes ein wechselnd breiter vollkommen vegetationsloser Sandstreifen entlang, die berühmte Namib. Sie bildet eine schwer überwindbare, völlig wasserlose Barriere gegen jedes Eindringen ins Land. Tagelang muß der Ochsenwagen durch die Durststrecke fahren, um in das hochgelegene Innere zu kommen. (Heute fahren zwei Stichbahnen von der Küste ins Land hinein.)

Ich erfuhr, daß ein kleiner Stamm der Topnaarhottentotten früher in der Gegend von Swakopmund gehaust hatte, daß er aber durch die kriegerischen Ereignisse der vergangenen Jahre völlig versprengt, weggezogen, verschollen war. In der Namib zwischen Swakopmund und der Walfischbai seien aber einige alte verlassene und vergessene Begräbnisstätten von ihnen. Dort grub ich einige Gräber aus, mir bewußt, daß ich keines Menschen Gefühle damit verletzte; sie waren vom Sande verweht.

Wie sooft, lag grauer, dichter Nebel über der ganzen Küste, gleichmäßig klatschte die See an das flache, sandige Ufer. In leichten Wellen, oft zierlich gekräuselt, zog gelb und hartgebacken der Sand der Namib in unendliche Weite. Kein lebendes Wesen auf Stunden im Umkreis, außer kreischenden Möven. Ich fahre mit der landesüblichen

Maultierkarre. Es ist ein Kastengestell, ungefedert auf den gut meterhohen zwei Rädern aufgesetzt, mit schwerer Doppeldeichsel für das größte Maultier, dem entweder ein zweites, meist schwächeres Tier vorangespannt oder rechts und links je eines nebengespannt sind. Es ging in flottem Trab auf dem harten Namibboden etwa dreiviertel Kilometer dem Strand entlang. Ich suchte eifrig nach den Gräberspuren. Als Fahrer und Ausgräber dienten zwei Kap-Boys, da ich es vermeiden wollte, hier eingeborene Hottentotten oder Herero zu nehmen, die es vielleicht doch schmerzlich empfunden hätten, daß wir aus wissenschaftlichen Gründen, die sie nicht verstehen konnten, die Ruhe von Gräbern ihresgleichen störten. Kap-Boys sind die Enkel und Urenkel von Malayen aus Holländisch-Indien, die von der ehemaligen holländisch-ostindischen Kompanie, der ursprünglichen Besitzerin der Kapkolonie, eingeführt worden waren. Sie sind über ganz Südafrika als Angestellte in Farmen oder in Geschäften verbreitet.

Bald bot sich uns das melancholische Bild der Begräbnisstätte. Eine Anzahl Bruchsteine, „Klippen“, wie man dort sagt, beigeschleppt aus dem hinter der Namib aufsteigenden Gebirgsrand, steckten in unregelmäßigen Reihen schief im Sandboden, kaum 20 Zentimeter hervorragend. Vielfach wa-

ren sie ganz versunken. Der bleierne, graue, tiefhängende Himmel, vor scharfem Seewind ziehende Nebelschwaden, ab und zu ein Möwenschrei, schufen für uns fröstelnde Männer die richtige schwermütige Stimmung für unser Tun.

Die Toten waren nur etwa einen halben Meter tief in Rückenlage beigesetzt, mit den Füßen gegen das Meer. Zu meiner Überraschung fand ich keine nackten Skelette, wie ich erwartet hatte, auf die Nachricht hin, daß seit den letzten Bestattungen mindestens 20 bis 25 Jahre vergangen seien. Vielmehr war eine Mumifizierung eingetreten. Der in der Tiefe völlig trockene Sand, zeitweise durchdrungen von der Sonne Südafrikas (trotz des berühmten kalten Küstenklimas), hatte die Fäulnis der Leichen verhindert. Die Toten waren ohne jede Beigabe, nur einige wenige waren in alten Pferdedecken eingehüllt, die ebenfalls noch gut erhalten waren. Die menschliche Haut war dunkelbraun geworden und sehr hart. Fast wie auf Holz klang ein Klopfen mit dem Fingerknöchel. Die Haut war über den Leibern und Gesichtern geschrumpft und hart gespannt. Bei geschlossenen Augen lag eine stille Ruhe über den flachen Hottentottengesichtern, die, wie im Leben, durch die weit vorstehenden Backenknochen und die starke Verschmälung des Gesichtes nach unten bis zum spitzen, vorstehenden Kinn die typische dreieckige Ge-

samtform des Gesichtes zeigten. Die schon im Leben sehr flache hottentottische Nase hat sich noch stärker zusammengezogen, die Lippen sind noch schmaler geworden. Und auf dem Schädel liegt das dichte, engspiralige Kraushaar. Noch auffälliger als im Leben erscheint die Kleinheit der Hände und Füße. Hottentotten sind ja klein, aber verhältnismäßig sind Hände und Füße noch kleiner; Hottentottenmädchen haben wohl die zierlichsten Hände, die es gibt. Nachdem ich in den letzten Wochen so viele lebende Hottentotten beobachtet, gemessen, auch einige lebende Gesichter mit Gips abgeformt hatte, sprachen für mich jetzt die starren, geschrumpften Züge trotz allem eine lebendige Sprache, die ich verstand. Ich konnte die Gesichter absetzen von denen der verwandten Buschmänner und erst recht weit ab von den Herero. Und ich überlegte angesichts der natürlichen Mumifizierung, ob wohl Ähnliches im Trockengebiet des alten Ägyptens die dortigen Menschen verführt hatte, die Mumifizierung zu einer Kunst auszubilden, um allen ihren Toten eine möglichste Erhaltung der Körper zu verschaffen.

Ich studierte die Reste, nahm einige Skelette an mich, die der heimischen Sammlung zugeführt wurden, und nahm dann, beinahe muß ich sagen, persönlichen Abschied von der stillen Todesstätte, fast mit leiser Abbitte, daß ich ihre Ruhe störte.

Bei all dem Fremden, Einmaligen der Gräber in der Namib, gegenüber den bizarren, kleinen Menschenkörpern, manchmal im Nebelschleier fast versinkend, war auch den vorher so geschwätzi- gen Kap-Boys das Reden vergangen. Es lag über uns drei Männern eine, man muß fast sagen, fromme Stimmung. Keiner sprach ein Wort, ich, zwei kräftige, junge malayische Boys — und die toten Hottentotten.

DER WAHRE ETRUSKER

Zum Schluß sei noch einer Begegnung mit Toten gedacht, die mich zu einem ganzen, längst toten *Volke* geführt hat, und zwar einem der geheimnisvollsten nach Herkunft und Art und einem der umstrittensten Europas, den Etruskern.

Bei einer Besprechung einiger Archäologen und Historiker in der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin ergab sich die Meinung und Frage, ob ich als Anthropologe nicht versuchen wollte, aus den zahlreichen Abbildungen von Etruskern in ihren prächtigen Totengrüften ein Urteil über Herkunft und Rasse des merkwürdigen Volkes zu gewinnen. Ich griff zu und fuhr im Frühjahr 1930 in Begleitung meiner Frau auf zwei Monate nach Italien. Und nun begegneten uns in vielfältiger Form die Toten aus jenem Volk.

Es ist ein besonderer Glücksfall, wenn dem Anatomen einmal eine Aufgabe gestellt ist, die ihn nicht zu Leichen und anatomischen Präparaten führt, sondern ihn in Museen von Bologna und Florenz und Rom zwingt, dann aber in all die kleinen Städte von Umbrien und besonders der herrlichen Toscana, die alle alte Etruskersiedlungen waren

und deren kulturelle Reste uns noch heute begeistern. Ich habe viele Dutzende von Schädeln in der Hand gehabt in Bologna und Rom und sozusagen Zwiesprache mit ihnen gehalten. Sie schauten mich mit den großen Augenhöhlen an, aber verrieten mir nichts von dem, was ich wissen wollte. Sosehr ich mich bemühte, über und in das beinerne Antlitz die ehemaligen Wangen und Nasen und Augen und Lippen im Geiste zu modellieren, es gelang mir nicht, sozusagen einen Typus zu finden. Dagegen hatte ich mehr Glück gegenüber den prächtig erhaltenen Wandbildern in zahlreichen Grabkammern und den Köpfen der Dekelfiguren auf den Steinsärgen, wo der Tote als liegende Gestalt aus Terrakotta oder auch aus Stein von Künstlerhand dargestellt war. Da lernte ich bald ihre Sprache verstehen, und allmählich gab mir die Begegnung mit diesen Gedächtnisbildern, die die Angehörigen der Toten hinterlassen haben, eine verständliche Antwort auf mein anthropologisches Suchen und Fragen.

Aber da erhebt sich erst der Zweifel, ob man wirklich solchen Bildern trauen kann. Geben sie tatsächlich die Züge jener Menschen getreulich wieder? Oder, wissenschaftlich gefragt: kann man aus Bildern von Künstlerhand bindende Schlüsse auf die völkische Herkunft oder Rasse der dargestellten Personen ziehen? Wenn man an manches

„Porträt“ aus der heutigen Zeit denkt, wo blaue und grüne Schatten auf dem Gesicht liegen und gerade und harte Linien und eckige Flächen die Weichteile begrenzen, die dann nicht mehr weich sind, wird man jede Deutungsmöglichkeit verlachen. Abbildungen menschlicher Köpfe, aus welcher Zeit immer sie stammen, sind für den Anthropologen, was dem Historiker seine „Quellen“ sind, seine Urkunden, Denkmäler usw. Und wie dieser, braucht auch jener eine strenge Quellenkritik. Ich habe einmal diese Aufgabe so umrissen, daß ich sagte, man müsse zur anthropologischen Deutung von Bildwerken sich strenge fragen, was der Künstler *konnte, wollte, durfte*.

Das *Können*, oder besser: das Nichtkönnen, ist die geringste Fehlerquelle, Fehler im Sinne der Naturtreue, nicht der künstlerischen Höhe. Ja, man sieht in dem Werk künstlerisch nicht allererster Maler, die etwa im Auftrag einer Familie Porträts anfertigen, häufig mehr Naturgetreues als bei manchem großen Künstler, der seine Manier hat. Der *Wille* manches solchen geht sogar nicht nach absoluter Treue, er *will* idealisieren, *will* etwa das Geistige, Seelische, die Bedeutung oder Würde der betreffenden Persönlichkeit zur Darstellung bringen, und da braucht er Übertreibung dieser und Unterdrückung jener natürlichen Bildungen eines Gesichtes. Und ich kann

dann heute schwer unterscheiden zwischen Wahrheit und Dichtung. Noch viel stärker gilt das, mindestens für frühere Jahrhunderte, vom *Dürfen*. Der Künstler war durch Religion und Sitte gebunden, er hing ab von den Vorschriften der betreffenden Zeit oder vielmehr den Regeln der Zunft, den religiösen Bindungen aus Vorstellungen über Helden und Götter und deren Attribute, auch in den Gesichtern.

Zurück zu den etruskischen Grabkammern. Bekanntlich stand die etruskische Kunst lange Zeiten ganz unter dem künstlerischen Einfluß der Griechen. So sind an den Wandgemälden vor allem die Bilder aus den Götter- und Heldensagen ganz nach jenen dargestellt. Fast alle Gesichter zeigen griechisches Profil. Alle diese scheiden natürlich für unsere Zwecke aus. Auch viele der Toten sind in diesem Stil dargestellt, verraten uns also nichts von ihrem wahren früheren Leben.

Aber an gar vielen Wänden bewundern wir prachtvolle Darstellungen aus dem Leben, oft muß man sagen, aus dem Wohlleben der Vornehmen jenes lebensbejahenden und doch aufs engste mit dem Leben nach dem Tode verbundenen Volkes.

Man sieht die Reichen an der Tafel sitzen, da wimmeln Köche und Aufwärter, Musikanten und Zweikämpfer oder Akrobaten, da sind Jagd- und Fischereiszenen und vor allem, da liegen auf den

Sarkophagdeckeln in halbaufgerichteter Stellung die Herren, gelegentlich mit den Frauen, im Festgewand, bekränzt, in der Hand den Teller mit dem Obolus, dem Eintrittsgeld für die Unterwelt. Und sehr, sehr viele *dieser* Gesichter sind ganz offenbar vom Künstler möglichst naturgetreu geschaffen worden. Das verraten die deutlichen und stark individuellen Unterschiede der Dargestellten. Das zeigen manche kleinen, oft für die Person gar nicht schmeichelhaften Einzelheiten, so, wenn hier ein Mann einen deutlich einseitigen Kropf hat, dort einer mit einem Auge schielt oder einer eine unschöne Warze im Gesicht trägt. Manches Antlitz zeigt deutlich die Züge von Schmerzen und des Leidens, das zum Tod geführt hat.

Nun aber meine Ergebnisse: Es kann natürlich hier keine fachwissenschaftliche Erörterung gebracht, noch können die Einzelheiten erörtert werden, die zu anthropologischen Schlüssen führten. Ich glaube, behaupten zu können (und habe es in einem Bericht an die Preußische Akademie niedergelegt), daß die Masse des etruskischen Volkes, nicht, wie viele glauben, aus Kleinasien eingewandert ist. Es besteht zwar kein Zweifel, daß von dort zahlreiche kulturelle Beziehungen herüberführen. Es dürfte vielleicht eine Schar von Eroberern, eine spätere dünne Herrenschicht, aus dem östlichen Mittelmeer, aus Kleinasien, gekom-

men sein, die Masse aber saß im Land, und sie hat gegenüber den übrigen Italikern sich zu einem, sagen wir Gautypus, entwickelt. Diese Menschen zeichneten sich aus durch längliches, nach unten zugespitztes Gesicht mit einer eigenartig gebogenen Nase. Ich nenne sie *aquilin*, Adlernase (aquila). Sie ist schmal, leise gebogen, die Spitze etwas stärker abwärts gebogen. Auch in der heutigen Bevölkerung Italiens (und nicht nur da) ist sie zu treffen, weitaus am häufigsten aber in der Toskana. Genug von der strengen Wissenschaft.

Es war eine köstliche „Forschungsreise“, die uns zu diesen Begegnungen mit den toten aquilinen Etruskern führte. Wir besuchten sie in ihren ehemaligen Städten, in Orvieto, Chiusi, Volterra, Viterbo, Assisi, Perugia, Tarquinii (Corneto) u. a. und natürlich in dem prächtigen Etruskermuseum in Florenz und dem der Villa Giulia vor Rom. Und ich durfte im deutschen Archäologischen Institut in Rom die große Sammlung von Photographien durcharbeiten. Aber in den kleinen Stadtmuseen war es am interessantesten. Da ich meist nicht genügend Licht fand zum Photographieren, es auch umständlicher Genehmigung dazu bedurfte hätte, füllte sich mein Skizzenbuch mit Zeichnungen der Gesichter und Typen.

Und wenn man dann hinaustrat in den Frühlingssonnenschein und, befriedigt von getaner Ar-

beit, in einem kleinen Kneiplein sich erfrischte, war es, wie gesagt, eine herrliche Forschungsreise.

Es konnte gelegentlich auch anders sein. Als wir in Volterra das Museum verließen, traten wir zu unserer großen Überraschung in eine Schneelandschaft, und kalter Wind fegte die Flocken an Mauersteine und Fensterbrüstungen. Wir flüchteten in die nächste Osteria. Sie war — Sonntagmorgen und schlechtes Wetter — übervoll besetzt. Aber man machte uns an einem Tische auf freundlichste Weise Platz, und ein Espresso und nachfolgender Frühschoppen wärmten uns wieder auf. Und ich hatte nun reichlich Gelegenheit, die Männer und Frauen, alle vom Ort oder der nächsten Umgebung, gründlich zu studieren. Denn auch unter den Lebenden suchte ich die Begegnung mit den etruskischen Toten, d. h. ich suchte deren Spuren, ihr Erbe. Nach den geheimnisvollen, aber unbeugsamen Gesetzen der Vererbung, denen alles Lebende unterworfen ist und dem es sein Dasein und jeweils sein Sosein verdankt, muß im heutigen Volk das Erbgut der Etrusker noch immer kreisen. Die ursprünglich zusammengehörigen Erbanlagen sind dabei getrennt und einzeln, bald hier eine Nase, bald dort ein Kinn, und manchmal — Spiel des Zufalls — eine ganze Anzahl sich treffend und kombiniert. Dann begegnet uns der

Tote aus der etruskischen Glanzzeit vor zweieinhalb Jahrtausenden heute als Lebender in den Straßen toskanischer Städte. Meist aber ist alles alte Erbgut so zerkreuzt und vermischt, daß eine Diagnose versagt. Man denke, was alles an fremdem Volk, an kriegerischen Männern durch diese Lande zog: Römerheere, Züge der Goten, der Langobarden, die Kriegshaufen der deutschen Kaiser, Franzosen und Spanier und tausend friedliche einzelne. Manchmal verzagte ich und fand lange nirgends den gesuchten Zug in einem Gesicht; aber gelegentlich gelang es, einen Menschen zu sehen, der geradezu dem etruskischen Maler hätte Modell stehen können. Eine einzelne solche Begegnung sei zum Schluß herausgegriffen.

Es war in der ehemaligen Hauptstadt des Bundes der etruskischen Städte, in Tarquinii. Wir hatten die Museumsschätze im ehemaligen Palazzo Vitelleschi wie immer mit tiefer Bewegung studiert. Jetzt führte uns ein Gang durch die Gassen an der alten Kirche vorbei zu einem baumbeschatteten, hochgelegenen Aussichtsplatz, von dessen Rand man einen prächtigen Blick hatte über das in warmer Frühlingssonne liegende kleine Tal hinweg auf die gegenüberliegende Hügelwand. Und in diese waren viele hundert etruskische Gräber eingelassen. Wir waren schon drüben gewesen, ein unvergeßliches Erlebnis, wie wir in einzelne der

großen, schön ausgemalten Grabkammern, oft fast Säle, auf denselben steinernen Stufen hinunterstiegen, auf denen ehemals etruskische Priester und das Gefolge der Verstorbenen ihn zur letzten Ruhe getragen haben. Eine steinerne, samt ihren Zapfen aus einer einzigen Platte gehauene Tür dreht sich heute noch mit diesen Zapfen in den alten Lagern und läßt uns ein. Es ist alles menschlich so nah trotz des Ablaufs der Jahre; man begegnet wirklich den alten Etruskern.

Und jetzt standen wir auf der Stadtseite am Rand und sahen noch einmal hinüber und besprachen unser Erlebnis. Da kam langsam ein junger Mann, der zuerst ebenfalls in Betrachtungen dort gestanden hatte und nun unser lebhaftes Interesse wahrnahm, auf uns zu. Ich grüßte freundlich; wir kamen ins Gespräch; er zeigte, offensichtlich stolz, wie weit sich das Gräberfeld hinzog. Ich aber konnte kaum hinhören; ich mußte ihn immer anschauen — einen so guten Etruskertypus, wie ich mir ihn nur vorstellen konnte, hatte ich lebend noch nicht gesehen, und ich wies flüsternd meine Frau auf seine Nase und sein Gesicht hin: „Den muß ich photographieren.“ Ich belebte das Gespräch, erzählte ihm, daß ich die alten Bilder in den Gräbern photographiert habe und wunderbar fände — „si, si, Signore“ —, und ich sagte ihm, das seien ja wohl die Urahnen der heutigen Tar-

quinier und diese könnten stolz darauf sein — „ma, naturalmente, Signor“. Da platzte ich heraus, ich möchte auch ihn, den Lebenden, photographieren. „Perchè no?“ Warum nicht — und er stellte sich vor einen Baumstamm in Positur, schob kokett den Hut ein wenig schief und hielt still. Ich dankte und versprach ihm, später ein Bildchen zu schicken. Wir luden ihn zu einem kleinen Imbiß in den nahe gelegenen Albergo, wo wir abgestiegen waren. Bei einem guten Glas Orvieto und einem einfachen Mahl erwies er sich als lebhafter Gesellschafter; er erzählte vom einfachen Tun und Treiben seiner Mitbürger und von manchem lustigen Erleben mit den zahlreichen Fremden, die sich die etruskischen Altertümer besahen. Und ganz freundschaftlich verabschiedeten wir uns voneinander. — Halt! Für das versprochene Bild brauche ich seinen Namen und seine Anschrift. Fast hätte ich es vergessen — wir waren schon an der Treppe nach oben zu unserem Zimmer —, ja, der Wein macht müde und vergeßlich! Also, ich frage nach seinem Namen. — Er heiße — kommt stockend hervor, er heiße — mich trifft der Schlag — Aloisio Breitenmoser! Ja, sind Sie kein Tarquinier? O doch, hier geboren, aber — kommt es langsam heraus — der Vater war bayerischer Soldat und kam an der Isonzofront in italienische Gefangenschaft und wurde zur Arbeit hierher ge-

bracht. Ja, und die Mutter? Die lebt noch, ist aus Sterzing am Brenner und hieß Zenzi Mittermaier und war im Hotel hier als Cameriera. —

Eine Welt versank vor mir, bis ich erwachte. Mich hatte beim Mittagsschlafchen ein schwerer Alptraum gequält; ob's von der Frühlingsluft kam oder vom köstlichen Orvieto beim Mittagsmahl? Meine Gedanken hatten oft mit der Möglichkeit gespielt, daß ich unter vermeintlichen Italienern und Nachkommen von Etruskern ganz andere Menschen antreffen könnte. So kam der schwere Traum. Der Mann selbst aber war von Vater und Mutter her echter Tarquinier; er erzählte stolz, daß die Familie seit ältesten Zeiten hier auf eigenem Grund und Boden wohne, und er hatte einen volltönenden, echt italienischen Namen. Wir aber waren glücklich über den

wahren Etrusker.

In meinem Verlag erscheinen folgende Reihen:

DIE
ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT FREIBURG
1457-1957

Festschrift. Bis Frühjahr 1959 2 Bände

FREIBURGER UNIVERSITÄTSREDEN
NEUE FOLGE

bis Frühjahr 1959 28 Hefte

FREIBURGER DIES UNIVERSITATIS

bis Frühjahr 1959 6 Bände

ANNALEN DER
ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT FREIBURG

Band I 1958 6,- DM

FREIBURGER HEIMATBÜCHER

herausgegeben von Ludwig Heilmeyer,
bisher 2 Bände

Abgeschlossen liegt vor

DIE MATRIKEL DER
UNIVERSITÄT FREIBURG 1656-1806

2 Bände in 3 Lieferungen: 1944, 1955, 1957
Band I, 1 vergriffen. Band I, 2 und II 80,- DM

Mein Verlag bringt ausschließlich Veröffentlichungen
der Albert-Ludwigs-Universität und der Freiburger Dozenten

Verlangen Sie mein achtseitiges Verzeichnis



HANS FERDINAND SCHULZ VERLAG
FREIBURG I. BR.